

Alfried Krupp Wissenschaftskolleg  
Greifswald

Studienjahr 2013 / 2014



Alfried Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald  
Studienjahr 2013 / 2014

## Vorwort

<b>Professor Dr. Bärbel Friedrich</b> » Das Studienjahr 2013/2014 im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg	6
--	---

## Berichte der Fellows 2013/2014

<b>Professor Dr. Marion Albers</b> » Biorecht: Gegenwärtige Zukunft im Recht. Ausdifferenzierung und Innovationspotential eines neuen Rechtsgebietes	12
<b>Professor Dr. Uwe Franz</b> » Mit Quanten würfeln. Warum die Quanten-Physik einen „radikaleren“ Zufall benötigt, als die klassische Wahrscheinlichkeitstheorie ihn liefert	20
<b>Dr. Charis Goer</b> » Kopf lass' nach. Pop und Intellektualität in der Gegenwartsliteratur	26
<b>Professor Dr. Regine Hakenbeck</b> » Penicillinresistenz in Pneumokokken. Evolution im Zeitraffer	32
<b>Privatdozentin Dr. Mona Körte</b> » Marmorne Hosen und Hemden aus Tau. Von passenden und unpassenden Dingen	40
<b>Professor Dr. Gabriele Lingelbach</b> » Menschen, Herrschaft, Waren. Importe und Exporte über deutsche Grenzen hinweg	48
<b>Professor Dr. Reinhard Merkel</b> » Interventionen ins Ich und das Recht auf mentale Selbstbestimmung. Die unheimliche Expansion der <i>Conditio humana</i>	52
<b>Dr. Mikhailo Minakov</b> » Modernization, Philosophy and Authority in Russian Empire/Soviet Union/Post-Soviet Countries	60
<b>Dr. Michael Prinz</b> » Bewegung im Wissensraum. Deutsch als historische Wissenschaftssprache	66

<b>Dr. Maciej Ptaszyński</b>	
» Späthumanisten oder Reformatoren? Andreas Fricius Modreivius (1503–1572) und die Reformation in der polnisch-litauischen Adelsrepublik	72
<b>Professor Dr. Michael Thimann</b>	
» Der romantische Mann. Zur Bild-, Kunst- und Ideengeschichte von Männlichkeit zwischen 1780 und 1850	76
<b>Professor Dr. Annette Tietenberg</b>	
» Ich unterschreibe, also bin ich. Die Signatur als Authentifizierungsstrategie in der Kunst der Gegenwart und im Design	80
<b>Privatdozent Dr. Jörg Trempler</b>	
» Mit und in Bildern denken! Die Geschichte der Bilder	88
<b>Dr. Monika Tokarzewska</b>	
» „Womit macht man denn wohl den Anfang?“ Die Suche nach Gewissheit, das neue Anfangsdenken und ein kosmologisches Metaphernnetz zu Beginn der Moderne	94
<b>Fellow-Exkursion</b>	
<b>Professor Dr. Regine Hakenbeck</b>	
» Unter die Lupe genommen. Der Ausflug der Fellows zum Friedrich-Loeffler-Institut auf der Insel Riems	102
<b>Veranstaltungen im Studienjahr 2013/2014</b>	104
<b>Nachwuchsförderung – Das Junge Kolleg Greifswald</b>	112
<b>Anhang</b>	
<b>Tagungen</b>	116
<b>Öffentliche Vorträge</b>	118



## Professor Dr. Bärbel Friedrich

Wissenschaftliche Direktorin  
des Alfred Krupp Wissenschaftskollegs  
Greifswald

### Das Studienjahr 2013/2014 im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg

Aus der großen Anzahl von 139 Bewerbern um ein Fellowship im Studienjahr 2013/2014 fiel es nicht leicht, eine Gruppe auszuwählen, die sich innerhalb kurzer Zeit zu einem harmonischen Ganzen fügen sollte. Im Rückblick können wir feststellen, dass dieses Ziel trotz unterschiedlicher Fachzugehörigkeiten der Fellows vorzüglich gelungen ist. Vielleicht hat gerade die Neugier auf die Wissenschaft der Anderen zu anregenden Gesprächen und Diskussionen geführt sowie gemeinsame Unternehmungen initiiert. Über den diensttäglichen Lunch hinaus, bei dem wir uns aufgrund des Pächterwechsels von der lieb gewonnenen Tradition des Le Croy trennen mussten, erwähne ich beispielsweise den Besuch der Hansestadt Stralsund. Diese Stadt entfaltet mehr und mehr Glanz. Die Führung durch Dr. Andreas Grüger, den Direktor des Kulturhistorischen Museums, das das älteste Mecklenburg-Vorpommerns ist, war ein Highlight; und die Kontaktaufnahme mit dem Kolleg in Greifswald ebnete Planungen für zukünftige gemeinsame Ausstellungen. Die Ausflüge in das Friedrich-Loeffler-Institut auf der Insel Riems sowie in das Proteomik-Labor auf dem Campus der Universität Greifswald

führten in die Welt der Natur- und Lebenswissenschaften. Schließlich schuf auch für diesen Jahrgang von insgesamt 14 Fellows, deren Geschlechterverhältnis exakt ausgeglichen war, die abschließende Exkursion auf die Insel Hiddensee eine eindruckliche Erinnerung an die landschaftlich so reizvolle Umgebung der Ostsee und ihren Aufenthalt im benachbarten Greifswald. Einstimmig bedauerten die Fellows das Ende einer als produktiv und anregend empfundenen Forschungstätigkeit am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg.

In die Zeit des Studienjahres 2013/2014 fielen politische Ereignisse, die das Kolleg mit seinem Mittel- und Osteuropa-Schwerpunkt nicht unerheblich tangierten. Am 21. November 2013 begannen die Proteste in der Ukraine, ausgelöst durch die überraschende Ankündigung der ukrainischen Regierung, das Assoziierungsabkommen mit der Europäischen Union nicht unterzeichnen zu wollen. Direkt betroffen von dem nachfolgenden Geschehen auf dem Maidan war Herr **Mikhailo Minakov**, Associate Professor am Department für Philosophie und Religionsstudien an der National University

der Kiew-Mohyla Akademie. Er hatte seinen Forschungsaufenthalt angetreten, um über „Modernization and Evolution“ im imperialen Russland, der Sowjetunion sowie der postsowjetischen Ära in Russland, Belarus und der Ukraine zu arbeiten. Das Fazit seines nach einem Jahr erstellten Berichtes lautet: es hat keine „Modernization“, sondern eine „De-Modernization“ stattgefunden. Wir sind Herrn Minakov dankbar, dass er trotz der zahlreichen Fahrten nach Kiew, bedingt durch die brisante Lage, sich dennoch aktiv am Ukrainicum des Kollegs und aktuellen Diskussionsrunden unter Einbeziehung der KollegInnen der Slawistik beteiligte und uns auch zukünftig seine Teilnahme an der Sommerschule zugesagt hat.

**Gabriele Lingelbach**, Professorin für Geschichte der Neuzeit an der Christian-Albrechts-Universität Kiel, beschäftigte sich mit einem Thema, das durch jüngste globale Ereignisse eine aktuelle Brisanz erfahren hat. Sie bearbeitete das Thema „Die Mobilität von Menschen über staatliche Grenzen hinweg“ und analysierte „Die Entwicklung Deutschlands von einem Auswanderungsland im 19. zu einem Einwanderungsland im 20. Jahrhundert.“ Dies tat sie in engem Austausch mit dem Historischen Institut der Universität Greifswald und unter Teilnahme an Veranstaltungen des Graduiertenkollegs „Baltic Borderlands“. In Anbetracht der gegenwärtigen Flüchtlingswellen ist es gut vorstellbar, dass diese Arbeit auch im Hinblick auf das 21. Jahrhundert eine Fortsetzung finden könnte. Bemerkenswert war, dass Frau Lingelbach neben ihren intensiven Studien nahezu täglich das Schwimmbad aufsuchte und dort eisern ihre Bahnen zog.

Diese Leidenschaft teilte sie mit dem Fellow **Reinhard Merkel**, Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie der Universität Hamburg, der diese Sportart ganz professionell als Teilnehmer an den Olympischen Spielen in Me-

xiko-Stadt 1968 ausgeübt hatte. Von seinen zahlreichen universitären und außeruniversitären Verpflichtungen wie dem Deutschen Ethikrat weitestgehend entbunden, widmete sich Herr Merkel vornehmlich der Fertigstellung einer Monographie, die in den Grundzügen bereits konzipiert vorlag, aber einer reflexiven Ausarbeitung bedurfte. Im Fokus des Projektes stand „Die Intervention ins Ich und das Recht auf mentale Selbstbestimmung“. Wir dürfen auf ein brillant formuliertes, sicherlich herausforderndes Werk hoffen, das Einblicke in die Möglichkeiten und teilweise bereits praktizierten neurobiologischen Interventionen gibt, z.B. des Neuro-Enhancements, die sowohl ethisch als auch rechtlich zu denken geben. Reinhard Merkel spielte eine zentrale Rolle in der Kommunikation zwischen den Fellows der Geistes- und Kulturwissenschaften und der kleinen Gruppe von Naturwissenschaftlern; er regte durch seine Vorträge, Seminare und Gesprächskreise lebhaft Auseinandersetzungen mit wichtigen gesellschaftlichen Fragen an und wendete sich dabei auch den Jungen Kollegiaten und Studierenden der Universität zu. Er trug somit zu einer beispielhaften intellektuellen Dichte am Kolleg bei.

Persönlich habe ich mich über ein erneutes Zusammentreffen mit **Marion Albers** gefreut. Sie ist Professorin für Öffentliches Recht, Informations- und Kommunikationsrecht, Gesundheitsrecht und Rechtstheorie an der Universität Hamburg und war ebenso wie Reinhard Merkel und ich Mitglied der Enquete Kommission des Deutschen Bundestages für Ethik und Recht der modernen Medizin. Während ihres 6-monatigen Aufenthaltes am Kolleg hat sie sich insbesondere dem Biorecht gewidmet, dessen Entwicklungslinien und der Kontextualisierung. Dabei fließen Themen ein, wie die neuronale Selbstbestimmung, die auch eine besondere Bedeutung in dem zuvor genannten Projekt von Herrn Merkel einnimmt.

Der Hintergrund dieser ethisch und rechtlich ausgerichteten Projekte über neue Entwicklungen in den Biowissenschaften und der Medizin war für die Mikrobiologin Professor em. **Regine Hakenbeck** wissenschaftlich kein Neuland. Schließlich ist sie über Jahre Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates des Robert-Koch-Instituts Berlin sowie der Zentralen Kommission für Biologische Sicherheit. Im Anschluss an ihre Pensionierung an der Technischen Universität Kaiserslautern beabsichtigte sie während des Forschungsjahres am Kolleg, einige experimentelle Arbeiten in Kooperation mit dem weltweit anerkannten Zentrum für funktionelle Genomforschung an der Universität Greifswald abzurufen. Eine Publikation hierzu ist bereits im Druck. Im Mittelpunkt der Arbeiten von Regine Hakenbeck stehen pathogene Bakterien, sogenannte *Pneumococci*, die schwerwiegende Erkrankungen, u.a. Lungenentzündung, auslösen und häufig Multiresistenzen gegenüber den herkömmlichen Antibiotika aufweisen. Die Evolution dieser Resistenzmuster versucht Frau Hakenbeck auf molekulargenetischer Ebene mit der Perspektive aufzuklären, neue Angriffspunkte für wirkungsvolle Medikamente zu identifizieren.

Während Frau Hakenbeck sowohl in den Vorträgen als auch in ihrem Bericht die komplexen naturwissenschaftlichen Zusammenhänge auch für die Fachfremden sehr anschaulich vermitteln konnte, bedeutet dies für einen Mathematiker prinzipiell eine Herausforderung. **Uwe Franz**, Professor für Mathematik an der Université de Franche-Comté Besançon, widmete sich im Rahmen des Themas „Mit Quanten würfeln“ einem für die Quantenphysik fundamentalen Begriff, dem Zufall. Hierbei lässt sich der Zufall nicht allein als Folge von ungenauer Kenntnis des Zustandes des betrachteten Systems interpretieren. Vielmehr sind Operatoren festzulegen, was zur Quantenwahrscheinlichkeitstheorie oder Quanten-

stochastik führt, worüber Herr Franz uns als mathematische Laien in seinem Vortrag mit Hinweisen auf die Anwendung in Physik, Biologie und Finanzmathematik aufschlussreich unterrichtet hat. Fachwissenschaftlich kundige Gesprächspartner fand Herr Franz am Institut für Mathematik und Informatik der Universität Greifswald, wo er ehemals Assistent war und sich 2004 habilitiert hatte. Dort hielt er Vorlesungen ab, betreute gemeinsam mit den dortigen Kollegen Doktoranden und kommunizierte mit Kollegen in Warschau. Diese Verbindungen werden eine nachhaltige Fortsetzung finden in einer durch die DFG unterstützten Tagung, die im März 2015 am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg geplant ist. Bemerkenswert war, dass Herr Franz einer der eifrigsten Teilnehmer an den interdisziplinären Veranstaltungen des Kollegs war. Er widersprach ganz und gar dem Bild eines zurückgezogenen, auf seine spezielle Forschung fixierten Mathematikers.

Zwei Junior Fellows aus dem Nachbarland Polen, nicht in den Naturwissenschaften, sondern in den Geistes- und Kulturwissenschaften verankert, waren Gäste des Studienjahres. Im Hinblick auf den 500. Jahrestag der Reformation im Jahr 2017 ist es von Interesse die Reformationsbewegungen im Ostseeraum zu beleuchten, die einerseits vom Heiligen Römischen Reich und andererseits von preußischen Einflüssen bestimmt wurden.

**Maciej Ptaszyński** war nach dem Studium der Geschichte und Philosophie in Warschau Stipendiat des in Greifswald koordinierten Graduiertenkollegs „Kontaktzone Mare Balticum. Fremdheit und Integration im Ostseeraum“. Er kehrte anschließend als wissenschaftlicher Mitarbeiter an das Historische Institut der Universität Warschau zurück. Kern seiner Recherche am Kolleg war die Frage: „Am Anfang war die Republik. Oder doch das Wort?“. Maciej Ptaszyński kommt im Verlauf seiner Stu-

dien zu dem Schluss, dass in Polen zahlreiche Strömungen zusammenliefen und erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die republikanische Sprache zugunsten der Reformation benutzt wurde und den Prozess förderte. Als Schlüsselfigur der Reformation in der polnisch-litauischen Adelsrepublik identifiziert Herr Ptaszynski Fricius Modrevius, ein polnischer Renaissance Gelehrter, Humanist und Theologe, der als „Vater der polnischen Demokratie“ betrachtet wird. Interessant ist die Aussage von Maciej Ptaszyński, dass er die Ergebnisse seiner Studien mit ehemaligen Fellows wie Frau Professor Schorn-Schütte und Herrn Professor Beat Kümin in der Schweiz in Seminaren zur Diskussion gestellt hat. Dies deutet darauf hin, dass sich zwischen gegenwärtigen und ehemaligen Fellows ein fruchtbarer und für die Nachwuchswissenschaftler hilfreicher wissenschaftlicher Kontakt entwickelt.

Frau **Monika Tokarzewska** absolvierte das Studium der Germanistik und Polonistik ebenfalls in Warschau, wechselte dann an den Lehrstuhl für Germanistik der Universität Torun, wo sie 2006 promoviert wurde. Zwischendurch nutzte sie mehrere Stipendienaufenthalte an deutschen Universitäten, bevor sie als Gast für sechs Monate an das Wissenschaftskolleg nach Greifswald kam. Frau Tokarzewska arbeitet an einer Monographie, in der sie den neuen Denkansätzen im 18. Jahrhundert auf den Grund geht und dabei ein kosmologisches Metaphernfeld ausfindig gemacht hat, wie den archimedischen Punkt oder die Newtonsche Gravitationskraft. Sie interpretiert dies in dem Sinne „wie eng sich das neue Anfangsdenken an der Schwelle der Moderne am Faden der Auseinandersetzung mit der Wissenschaftlichen Revolution entwickelte“. Als Auslöser sind bahnbrechende Fortschritte in den Naturwissenschaften zu beachten. Frau Tokarzewska war aktiv in die polnische Sommerschule am Kolleg eingebunden, und wir hoffen sehr, dass

sie uns in dieser Funktion auch zukünftig unterstützen wird. Ihre Arbeiten werden inzwischen auch außerhalb Polens wahrgenommen, sichtbar durch Einladungen zu Gastvorträgen in Berlin und Santiago de Compostela.

**Charis Goer**, ebenfalls eine junge Literaturwissenschaftlerin und akademische Rätin a.Z. an der Universität Bielefeld, verbrachte ein gesamtes Studienjahr am Kolleg. Ihr Forschungsprojekt zielte darauf ab, das Verhältnis von Pop und Intellektualität in der deutschsprachigen Literatur der vergangenen 50 Jahre systematisch zu recherchieren und herauszufinden, ob intellektuelles Denken und Pop inkompatibel sind und sich von vornherein ausschließen. Sie belegt an Beispielen, dass es Annäherung als auch Abgrenzung der beiden Kulturen gibt. Charis Goer stellt fest, dass ihre Arbeiten sie einen weiten Schritt hin zur Vollendung ihrer Habilitationsschrift gebracht haben. Dabei habe sie sehr von den Tagungen und Workshops des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Literaturtheorie von Professor Eckhard Schumacher profitiert. Frau Goer hat darüberhinaus weitere Aktivitäten am Kolleg entfaltet, sie reichen von Impulsvorträgen bei Symposien, über die Leitung einer Tagung, bis hin zur Moderation von Vorträgen. Ein großes Publikum fand der Vortrag der Münchner Kunsthistorikerin Privatdozentin Dr. Christine Tauber über „Die Schlösser Ludwigs II. von Bayern – garantiert kein Kitsch!“. Der Inhalt des Vortrags ist nachzulesen in einem Buch, das zeitgleich im Beck Verlag erschienen war. Zu der Einladung hatte Frau Goer die Anregung gegeben und den Vortrag in der Caspar-David-Friedrich-Vorlesungsreihe souverän moderiert. Als junge Nachwuchswissenschaftlerin engagierte sie sich vorbildlich in der Graduiertenakademie der Universität sowie im Jungen Kolleg.

**Mona Körte**, Privatdozentin am Institut für Philosophie, Literatur- und Wissenschafts-

geschichte der Technischen Universität Berlin lobt ebenso wie Frau Goer ihre enge und fruchtbare Einbindung in die Aktivitäten des Lehrstuhls von Professor Schumacher. Sie bemerkt darüber hinaus auch den produktiven Einfluss, den die Kommunikation mit anderen Philologien wie Anglistik und Slawistik gehabt hat. Frau Körte konzipierte und leitete den interdisziplinären Workshop am Kolleg mit dem Thema: „Heimsuchung und Haushaltung. Zur Beweglichkeit von Dingen in Literatur, Museum und bildender Kunst“. Sie hat dabei Charis Goer und weitere KollegInnen der Universität einbezogen. Die Resonanz auf diese Tagung war auch außerhalb Greifswalds groß und eröffnete neue Perspektiven für Mona Körtes weiteres akademisches Wirken. So erhielt sie nachfolgend Einladungen zu Kooperationen mit namhaften Institutionen. Das von ihr im Kolleg verfolgte Projekt war als Beginn einer Monographie geplant mit dem vorläufigen Arbeitstitel „Ver-rückte Dinge. Objekte zwischen Eigen- und Unsinn in Märchentexten um 1800. Es reflektiert die Beziehung von Mensch und Ding und findet dabei reichlich Material in den Kinder- und Hausmärchen von Jacob und Wilhelm Grimm. Eindrücklich in dem Fellow Vortrag von Frau Körte war die Darstellung der Transformationsleistung der mündlich übermittelten Märchen in die Textform durch die Gebrüder Grimm.

**Michael Prinz** vervollständigt die Gruppe der Literatur- und Sprachwissenschaftler am Kolleg. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie sowie der Promotion an der Universität Regensburg wechselte er als Humboldt Fellow nach Leipzig und Helsinki und ist derzeit Oberassistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich. In seinem 6-monatigen Projekt richtet er den historischen Blick auf die Entwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache, einer Wende die sich im 18. Jahrhundert auf breiter Front und mit großer

Dynamik vollzieht und sich einer vieldeutigen Rhetorik bedient. Diese figurativen Muster sollen in dem Projekt näher beleuchtet werden. In der Kürze der Zeit konnte Herr Prinz die Materialerhebung weitestgehend abschließen. Darüber hinaus hat er in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft eine Tagung zur „Entstehung der Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprache“ vorbereitet, die im November 2015 am Wissenschaftskolleg stattfinden wird und auf die wir gespannt sind.

Es ist inzwischen Tradition, dass das Caspar-David-Friedrich-Zentrum und die Kunstgeschichte der Universität Greifswald eine Beschäftigung mit der Romantik in ihren vielfältigsten Facetten inspirieren. Dies macht das Kolleg für Gastaufenthalte besonders attraktiv. So haben wir in dem Studienjahr 2013/2014 wiederum drei Fellows aus diesem Forschungsfeld ausgewählt.

**Michael Thimann** ist Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen und verbrachte das Winterhalbjahr in Greifswald. Basierend auf einem breit angelegten Studium, das klassische und frühchristliche Archäologie einschließt, vertieft durch eine Forschungsphase am Kunsthistorischen Institut der Max-Planck-Gesellschaft in Florenz, verfolgt Michael Thimann ein weit gefasstes wissenschaftliches Oeuvre, das Malerei der Klassik und Romantik einschließt. Am Kolleg bearbeitete er in engem wissenschaftlichen Dialog mit den Greifswalder Kollegen, namentlich Professor Kilian Heck, die männlich dominierte Bildkunst, die um 1800 ihren Anfang nimmt. Er stellt die Frage, wie nach der höfischen und kirchlichen Auftragskunst ein bürgerlicher männlicher Künstlertypus entsteht, der u.a. Schwächen und Gefühlslagen zur Schau stellt. Herr Thimann begann seine Forschungen in Greifswald u.a. mit der Samm-

lung kunsthistorischen Materials zum Raffael-Kult, entwarf ein theoretisches Konzept, um, wie er betont, „aus der Idee ein Buch werden zu lassen“, wozu wir ihm ein gutes Gelingen wünschen.

Zur Abrundung und Ergänzung der kunsthistorischen Aktivitäten nahmen im Sommerhalbjahr Frau Professor Dr. Annette Tietenberg und Privatdozent Dr. Jörg Trempler ihre Arbeit im Kolleg auf.

**Annette Tietenberg** ist seit 2007 Professorin für Kunstwissenschaft an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig. Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Neueren deutschen Philologie, der Promotion an der TU Berlin und Jahren als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität der Künste Berlin richtet sie ihren Forschungsschwerpunkt nunmehr auf die Kunst der Gegenwart. Im Mittelpunkt des Projektes stand die Signatur als ein unverzichtbares Instrument für die Zuschreibung und Authentifizierung von Kunst der Gegenwart, Design eingeschlossen. Annette Tietenberg legt dar, dass in der zeitgenössischen Kunst die Signatur über die tradierte Beglaubigungspraxis zur Differenzierung von Original und Fälschung hinausgeht. Allerdings verliert die Signatur durch fortgeschrittene Drucktechniken und industrielle Reproduktionsprozesse sehr bald an individueller Schöpferkraft, erschwert die Deutung von Original und Reproduktion. Frau Tietenberg hat die Zeit am Kolleg genutzt, um die Sammlung an markanten Beispielen, die sie für ihre Abhandlung über die Bedeutung der Signatur zu nutzen gedenkt, zu strukturieren. Dies war nicht leicht, da sie sich als Vizepräsidentin der HBK Braunschweig in einem fordernden Spagat zwischen Hochschulentwicklungsplänen und Zielvereinbarungen befand. Ich habe jedoch den Eindruck, dass es ihr gelungen ist, ein wenig von dem „Paradies“, wie sie das Kollegeleben in einer Metapher

beschreibt, zu erhaschen und in kreative Arbeit umzusetzen.

Als letzten im Bund der 14 Fellows möchte ich **Jörg Trempler** einführen. Er studierte Kunstgeschichte in Passau, Amsterdam sowie Erlangen bevor er als wissenschaftlicher Mitarbeiter in eine DFG-Forschergruppe zum Thema „Bildakt und Verkörperung“ an der Humboldt-Universität zu Berlin eintrat. Berlin, wo sich Herr Trempler 2010 habilitierte, eröffnete vielfältige Gelegenheiten, kunsthistorische Interessen zu vertiefen. Genannt sei hier nur die Mitwirkung an der Schinkel-Ausstellung der Staatlichen Museen. Weiterhin sammelte Jörg Trempler neue Erfahrungen durch Lehrstuhlvertretungen im In- und Ausland, so wie derzeit am Institut für Kunst- und Bildgeschichte an der HU Berlin. Herrn Tremplers Forschungsthemen beziehen sich auf die Sprache von Bildern. Er beginnt mit der Analyse der ersten Darstellungen von Mensch und Tier, die nach der Eiszeit vor 35 000 Jahren entstanden sind, zu einer Zeit, als sich parallel die Sprache des homo sapiens entwickelte. In der Gegenwart angekommen, richtet er seinen Blick auf simulierte Bilder der Weltraumerfahrung des Menschen und wie diese Vorstellungen des Menschen prägen. Dies hat er zunächst in einem Manuskript für eine einzigartige Vorlesungsreihe an der HU zu Berlin zusammengefügt. Mit Professor Heck plant er demnächst eine Tagung am Kolleg, die romantische Kunst in einen wissenschaftsgeschichtlichen Kontext stellt, ein weiteres Beispiel für Synergien, die sich aus den Aufenthalten der Fellows ergeben.

Nahezu ausnahmslos würdigen die Fellows in ihren Berichten die vorzügliche Betreuung durch die Mitarbeiter des Kollegs, die nicht nur eine freundliche Atmosphäre, sondern auch in vielfältiger Weise zum Gelingen der Forschungsarbeit beigetragen hat. Ich schließe mich diesem Dank ohne Zögern an.

# Biorecht: Gegenwärtige Zukunft im Recht

## Ausdifferenzierung und Innovationspotential eines neuen Rechtsgebietes

### Projektbericht

Mein Projekt *Biorecht: Ausdifferenzierung eines neuen Rechtsgebiets und Innovation des Rechts* gründet sich auf mein übergreifendes Interesse daran, wie das Recht zentrale neue Techniken und Zukunftsszenarien verarbeitet. Im Fokus stehen Bio- und Gentechniken, die die menschliche und gesellschaftliche Zukunft maßgeblich prägen werden. Das Recht reagiert, so eine der Ausgangsthesen des Projekts, auf die Anforderungen dieser Techniken angesichts von Chancen und Risiken mit einem sich zunehmend herausbildenden neuen Rechtsgebiet: dem Biorecht. Das Projekt arbeitet Tiefenschichten des Biorechts ebenso heraus wie dessen Charakteristika, Strukturen und Regulierungsformen. Zugleich zeigt es auf, dass und inwiefern das Biorecht Beiträge zur Weiterentwicklung des Rechts leisten wird. Es mündet im Wesentlichen in ein Buch, das in einer deutschen und in einer englischen, internationale Diskussionen und europäische Regulierungsmuster noch stärker einbeziehenden Version erscheinen wird. Teilkomplexe mit eigenständigen Überlegungen und Facetten werden bereits vorher in Sammelbänden oder Zeitschriftenbeiträgen veröffentlicht. Ein so grundlegendes und breit angelegtes Projekt hätte ich ohne die Zeit am Alfried Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald nicht näher ausarbeiten können. Diese Zeit hat nicht nur

eine Entlastung von den vielfältigen Pflichten des Universitätsalltags geboten. Sie ging vor allem auch mit hervorragenden Lebens- und Arbeitsbedingungen am Kolleg, einer außerordentlich angenehmen, für „Freiheit im Kopf“ sorgenden Arbeitsatmosphäre, vielfältigen anregenden Diskussionen und einer insgesamt exzellenten Unterstützung durch die Leitung ebenso wie durch alle Mitarbeiter/innen des Kollegs einher. All dies wird mir als überaus wertvoll in Erinnerung bleiben.

*Ausgangsüberlegung* meines Projekts war, dass mit dem Begriff Biorecht (oder – bei einem Blick ins Ausland – „biolaw“, „bio-droit“ oder „biogiuridica“) gegenwärtig eine neuartige Semantik beobachtbar ist. „Biorecht“ richtet sich auf die modernen Felder der assistierten Reproduktion, der Stammzellforschung, der Patente auf Leben, der Gendiagnostik, der Biobanken, der Gentherapie, des Klonens, des Enhancements oder der synthetischen Biologie und ihren Folgen. Zu den einzelnen, in den letzten Jahrzehnten zunehmend verrechtlichten Bereichen gibt es zwar bereits Untersuchungen, die sich mit den Regelungsproblemen, -inhalten und -instrumentarien befassen. Sie bleiben aber punktuell, verstreut und heterogen. Für ein vertieftes Verständnis ist es ein erster wichtiger Schritt, Biorecht als

### Professor Dr. Marion Albers

war von April bis September 2014 Alfried Krupp Senior Fellow. Sie ist Inhaberin des Lehrstuhls für Öffentliches Recht, Informations- und Kommunikationsrecht, Gesundheitsrecht und Rechtstheorie an der Universität Hamburg.



Professor Dr. Marion Albers war nach dem Studium der Rechtswissenschaften, Soziologie und Politologie u.a. wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesverfassungsgericht und Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Bio-, Gesundheits- und Medizinrecht an der Universität Augsburg. In der 15. Legislaturperiode hat sie in der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages „Ethik und Recht

der modernen Medizin“ als Sachverständige mitgewirkt. Sie ist Geschäftsführende Direktorin des Hamburg Center for Bio-Governance und Autorin zahlreicher Publikationen im Bio-, Medizin- und Gesundheitsrecht sowie Herausgeberin der Sammelbände „Patientenverfügungen“ und „Risikoregulierung im Bio-, Gesundheits- und Medizinrecht“.

### Kurzvita

### » Biorecht. Ausdifferenzierung eines neuen Rechtsgebiets und Innovation des Rechts

Auf die neuen Bio- und Gentechniken, die die menschliche und gesellschaftliche Zukunft maßgeblich prägen werden, reagiert das Recht mit einem sich zunehmend herausbildenden neuen Rechtsgebiet: dem Biorecht. „Biorecht“ reguliert die modernen Felder der assistierten Reproduktion, der Stammzellforschung, der Gendiagnostik, der Biobanken, des Klonens, des Enhancements oder der synthetischen Biologie. Während es sich zunächst im Anschluss an die bioethischen Debatten entwickelt und deren Themen oder Argumentationsmuster aufgegriffen hat, grenzt man es inzwischen zunehmend gegen die Ethik ab. Recht ist eigenständig und hat eigenständige Konfliktlösungs- und Regulierungsmechanismen, eigenständige Bausteine und eigenstän-

dige Instrumentarien. Das Projekt analysiert die Tiefenschichten und die Charakteristika des Biorechts mit Blick auf die gesellschaftlichen Probleme und Konfliktfelder, die Regulierungsmuster und -instrumentarien und das Innovationspotential, das die Entwicklung des Biorechts für das Recht insgesamt nach sich zieht. Allgemeine Erkenntnisse werden in ausgewählten Feldern verifiziert und veranschaulicht. Zum Beispiel führen Enhancement und Neuro-Enhancement – oder in der populären Debatte: die Perfektionierung des Menschen mittels Bio- und Gentechniken – zu Fragen nach dem Verständnis und den Grenzen des Menschen, auf die das Recht mit einer Reformulierung der Menschen- und Grundrechte antworten muss.

### Fellow-Projekt

ein neuartiges Rechtsgebiet zu begreifen, das sich unter bestimmten Aspekten von den etablierten Feldern „Medizinrecht“ und „Gesundheitsrecht“ unterscheidet. Intradisziplinäre Differenzierungen haben im Recht die Funktion, relativ eigenständige Problembeschreibungen und Problemlösungsmechanismen sowie eine relativ eigenständige Dogmatik zu stabilisieren. Die anschaulichen traditionellen Teilgebiete sind das Öffentliche Recht, das Zivilrecht und das Strafrecht. Diese großen Teilgebiete verzeichnen zunehmend Grauzonen, verschwimmende Grenzen und quer liegende besondere Gebiete. Medizinrecht und Gesundheitsrecht sind Quergebiete, die etwa das Arzt- und Krankenversicherungsrecht oder Regelungen zur medizinischen Forschung umfassen. Auf den ersten Blick erscheint das „Biorecht“ als eine kontinuierliche Weiterentwicklung des Medizin- und Gesundheitsrechts. Genau das ist es bei näherer Analyse jedoch nicht. Vielmehr hat es sich – Stichwort „Bioethics and Law“ – zunächst im Anschluss an und in Abgrenzung gegen die bioethischen Debatten entwickelt und deren Themen oder Argumentationsmuster aufgegriffen. Die Themen der Bioethik wurden in juristischen Zusammenhängen zu Gegenständen eines Biorechts. Die ursprünglich enge Symbiose löst sich jedoch zunehmend. Mittlerweile ist das in diesem Feld bestehende Verhältnis zwischen Recht und Ethik ziemlich umstritten. Vom Grundsatzverhältnis (etwa: ist das Recht einer pluralistischen Gesellschaft notwendig auf die Regelung ethischer Minimalkonsense festgelegt?) bis in dogmatische Figuren (ethische Vertretbarkeit als Gesetzesbegriff) und organisatorische Strukturen (Einsatz von Ethikkommissionen als rechtsrelevanten Entscheidungsgremien) hinein ergeben sich Klärungs- und Konkretisierungserfordernisse. Unabhängig davon ist inzwischen deutlich, dass es nicht nur ein spezifisches Näheverhältnis des Biorechts zur Ethik, sondern auch

darüber hinaus besondere Wissensrezeptions-erfordernisse und interdisziplinäre Anforderungen gibt. Zum einen bestehen besondere Interdependenzen zur Bio-, Gen-, Neuro- und Informationstechnik. Biorecht ist in nicht unerheblichem Umfang Technikrecht mit den entsprechenden Eigenarten (etwa: Diskrepanz zwischen technischer Entwicklung und „nachhinkendem“ Recht, unterschiedliche „Sprachen“, daraus resultierende Verständnisschwierigkeiten und Brüche). Zum anderen kann man spezifisch interdisziplinäre Bezüge zur Medizin, zu den Gesundheitswissenschaften, zur Biologie, aber auch zu den Sozialwissenschaften herausarbeiten. Diese vielfältigen Bezüge verweisen wiederum auf die neuartigen Probleme und Konfliktfelder, auf deren Regulierung das Biorecht zielt. Sie sind zudem noch markanter als in anderen Rechtsgebieten, weil im Biorecht in besonderer Weise die Grenzen des Rechts und die Reflektivitätserfordernisse zu thematisieren sind. Mit all dem lässt sich die These begründen, dass das Biorecht auf neue strukturelle Herausforderungen reagiert und sich als ein neues Rechtsgebiet ausdifferenziert.

Die Ausdifferenzierung des Biorechts als ein neues Rechtsgebiet ist im Rahmen des Projekts allerdings lediglich eine zu begründende und, wie gezeigt, begründbare Ausgangsbeschreibung. Die *Schlüsselüberlegungen* des Projekts richten sich im Anschluss an diese Beschreibung auf weitere Punkte: Es geht um die *Tiefenschichten* und um die *Charakteristika des Biorechts* mit Blick auf die gesellschaftlichen Probleme und Konfliktfelder, um eine *Analyse der Regulierungsmuster und -instrumentarien* und um das *Innovationspotential*, das die Entwicklung des Biorechts für das Recht insgesamt nach sich zieht. Das Buch ist dementsprechend in mehrere Teile gegliedert. Der erste Teil beschäftigt sich mit Grundlagen, insbesondere mit den in den bio-

und gentechnischen Feldern relevanten Wert- und Wissenskonflikten. Der zweite Teil dreht sich um die rechtliche Regulierung und deren Bausteine. Im dritten Teil werden ausgewählte Referenzgebiete analysiert. Der Schlussteil erörtert das Innovationspotential des Biorechts.

Wie man die gesellschaftlichen Probleme und der Konfliktfelder beschreibt, hängt vom gewählten Rahmen ab. Ich greife hierfür auf die Unterscheidung und das Wechselspiel von *Wertkonflikten und Wissenskonflikten* zurück. Denn ein solcher Zugriff ist für die Ausarbeitung der neuen Herausforderungen ergiebig und für das Biorecht besonders treffend. In einer ersten Annäherung werden die biorechtlichen Felder durch Wertkonflikte geprägt. Zahlreiche der neuen gen- oder biotechnischen Themen – etwa die Stammzellforschung, das Klonen, die synthetische Biologie oder das Enhancement – werden mit zentralem Bezug auf Werte erörtert. Kristallisationspunkt ist häufig die Menschenwürde oder, eng damit zusammenhängend, aber trotzdem eigenständig, die „Natur“ des Menschen. Dabei gibt es heftige Kontroversen um Werte und um deren adäquates Verständnis. Die Heftigkeit dieser Kontroversen erklärt sich damit, dass die Themen einerseits als persönlich und gesellschaftlich existenziell empfunden werden, andererseits die in manchen anderen Bereichen bisher erfolgreichen Regulierungsstrategien nicht funktionieren. Diese Strategien operieren, gestützt auf die Differenzierung von Moral und Recht und auf die Positivität des Rechts, mit der Kombination einer Privatisierung bestimmter Entscheidungen und der ansonsten prinzipiellen Akzeptanz (revisibler) Mehrheitsentscheidungen. Eine Privatisierung der Wertentscheidungen – etwa: es bleibt den betroffenen Personen selbst überlassen, ob sie eine Präimplantationsdiagnostik oder ob sie Methoden des Enhancements für sich wünschen oder nicht – griffe zu kurz, weil diese Me-

thoden erkennbar nicht lediglich individuelle Folgen haben und deswegen auch nicht ohne Weiteres allein der individuellen Entscheidung unterliegen können. Der Verweis auf die Entscheidungskompetenz des demokratisch legitimierten Parlaments und die Mehrheitsregel funktioniert jedenfalls als isoliertes Konzept aber ebenfalls nicht, denn die Mehrheitsregel stößt in den thematisierten Feldern auf ihre Grenzen: Es handelt sich um existenzielle Fragen; Lösungen haben langfristige und teils irreversible Folgen. Wertkonflikte sind somit im Biorecht markant. Man kommt aber nicht weiter, wenn man sie, wie es meist geschieht, isoliert betrachtet. Analysen unter dem Aspekt der Wertkonflikte gewinnen an Vielschichtigkeit und es entstehen noch einmal besondere Erkenntnisgewinne, wenn man Wissensdimensionen einbezieht. Denn auch der Umgang mit Wissen, Ungewissheit und Nichtwissen spielt im Biorecht eine zentrale Rolle. Biorechtliche Felder werden davon geprägt, dass mehr Wissen immer auch mehr Unwissenheit und mehr Nichtwissen erzeugt. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass Wissen nicht einfach vorhanden und eindimensional beschreibbar, sondern kontextualisierungsbedürftig ist. Gen- und biotechnisches Wissen und dessen Folgen stellen sich in den verschiedenen Disziplinen entsprechend unterschiedlich dar. Zugleich ist das Biorecht in besonderer Weise davon abhängig, dass außerrechtliches Wissen oder Nichtwissen im Recht angemessen aufgegriffen werden kann. Auf solche Aspekte muss man mit einem passenden (notwendig prozedural und reflexiv angelegten) Instrumentarium reagieren. Neue Herausforderungen für das Recht treten dann besonders klar hervor, wenn man Werte und Wissen (einschließlich Ungewissheit und Nichtwissen) in ihrem Verhältnis zueinander erörtert. Im Mittelpunkt dieser Erörterung steht die Frage, ob sich mittels einer näheren Aufschlüsselung dieses Verhältnisses Konfliktlösungsmechanismen

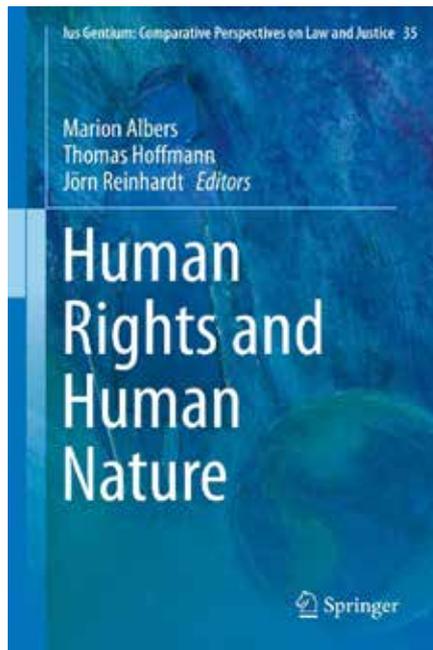


Abb. 1: Marion Albers, Thomas Hoffmann, Jörn Reinhardt (eds.): Human Rights and Human Nature. Dordrecht/Heidelberg/London/New York: Springer (Ius Gentium), 2014.

aufzeigen lassen oder unter welchen Voraussetzungen sogar neue Konflikte entstehen. Bisher nicht ausgeschöpfte Konfliktlösungsmechanismen liegen beispielsweise darin, dass Wertkonflikte in Wissensfragen transformiert werden, indem etwa verdeutlicht wird, dass sich hinter dem Schlagwort „Menschenwürde“ teilweise Ungewissheiten über die Auswirkungen gen- und biotechnischer Anwendungen verbergen, die man durch passende Regulierungsmechanismen auffangen kann. Neue Konflikte entzünden sich deshalb, weil Wissenskonflikte wegen der zunehmenden Rolle von Ungewissheit und Nichtwissen repolitisiert und wiederum zu Wertkonflikten werden. In diesem spezifischen Wechselverhältnis liegen die Herausforderungen, auf die das Biorecht mit seinen Regulierungsformen reagieren muss. All dies macht einen Teil der

allgemeinen Grundlagen aus, die in dem Buch ausgearbeitet werden.

Die Charakteristika der Konfliktfelder tragen zum Analyserahmen für die *Regulierungsstrukturen und -instrumentarien* bei. Da das Biorecht noch kein gefestigtes, als eigenständig betrachtetes Rechtsgebiet ist, ergeben die vorfindlichen Regulierungsmuster ein vielschichtiges und vor allem heterogenes Bild. Teilweise, etwa bei der Forschung am Menschen, hat man mit tradierten, gegebenenfalls weiter elaborierten Paradigmata des Medizinrechts, teilweise mit den strafbewehrten Verboten des Embryonenschutzgesetzes zu tun. Soweit man sich davon beim Import und der Verwendung embryonaler Stammzellen zu Forschungszwecken und bei der Präimplantationsdiagnostik gelöst hat, sind die Regulationsmechanismen partiell innovativ. Das gilt etwa für das Stammzellgesetz, das inhalts-, verfahrens-, öffentlichkeits-, evaluations- und kontrollbezogene Bausteine kombiniert und unter anderem die Mitwirkung einer mit pluralistischem Sachverstand besetzten Ethikkommission vorsieht, die die Forschungsprojekte daraufhin prüft und bewertet, ob sie bestimmte Genehmigungsvoraussetzungen erfüllen und in diesem Sinne ethisch vertretbar sind. Die rechtliche Aufmerksamkeit gilt meist dem Rechtsbegriff der „ethischen Vertretbarkeit“ sowie der Beurteilung, der Beurteilbarkeit und den Beurteilungskompetenzen im Hinblick auf die Frage, ob ein bestimmtes Forschungsvorhaben den Maßstab der „Hochrangigkeit“ erfüllt. Ein zentraler Punkt gerade bei der Stammzellforschung ist allerdings die Frage, inwieweit das Recht Wissen und Nichtwissen anderer Disziplinen verarbeiten kann und im Ansatz angemessene Rezeptionsmechanismen für eine dynamische Entwicklung der Forschung hat. Hinzu kommt das Spannungsverhältnis zwischen nationalem Recht und internationalisierter Forschung. Darüber

hinaus gibt es weitere Bereiche des Biorechts, in denen Streit oder eine fundamentale Unsicherheit darüber besteht, inwieweit und wie man überhaupt in Reaktion auf neue Techniken neue gesetzliche Regelungen formulieren soll und wie ein stimmiges Konzept mit Blick auf bereits bestehende Normen zu gestalten wäre. Beispiele sind das Patentrecht, bei dem bis heute strittig ist, ob sich die neuen Regelungen zur eingeschränkten Patentierbarkeit menschlicher Körper(teile) oder zum funktionsgebundenen Stoffschutz bei Genpatenten in das System des Patentrechts einpassen, die Gendiagnostik, bei der man sich gleichermaßen streitet, ob es eines „genetischen Exzeptionalismus“ bedarf, oder Biobanken, für die der deutsche Gesetzgeber eine eigenständige Regelung abgelehnt hat, obwohl sie angesichts zahlreicher nicht passender allgemeiner Bestimmungen nötig wäre.

Vorfindliche und denkbare Regulierungsformen werden im Forschungsprojekt mit Blick auf die neuartigen Herausforderungen und Charakteristika der Konfliktfelder beurteilt und ausgearbeitet. Steht beispielsweise fest, dass es besondere Wissensrezeptionserfordernisse und interdisziplinäre Anforderungen gibt, wäre im Rahmen der Regulierungsformen näher zu behandeln, wie und mit welchen Instrumentarien die nötige Rezeptivität gelingt. Zeichnet sich das Biorecht dadurch aus, dass man nicht nur mit Wertkonflikten, sondern auch mit Problemen der Konstruktivität des Wissens, der Ungewissheit und des Nichtwissens zu tun hat, ist von Interesse, mit welchen rechtlichen Mechanismen man dem begegnen kann. Vor allem im Umweltrecht haben sich verschiedene rechtliche Mechanismen des Umgangs mit Ungewissheit und mit Risiken herauskristallisiert (verstärkte Prozeduralisierung und reflexive Gestaltung der Maßstabs- und Entscheidungsfindung, Temporalisierungen in Form einer Vorläu-

figkeit und Befristung von Entscheidungen, vielschichtige Wissensgenerierung, Öffentlichkeitsbeteiligungen, Evaluationen, Sicherstellung einer möglichst weit reichenden Reversibilität getroffener Entscheidungen etc.). Diese Mechanismen werden teilweise, aber noch nicht systematisch zur Lösung neuer biotechnischer Herausforderungen genutzt. Sie können noch weiter führende Anregungen liefern. Wegen des spezifischen Verhältnisses von Wertkonflikten und Wissenskonflikten, das sich gegebenenfalls bei der Analyse der Konfliktfelder ergibt, erfordert das Biorecht allerdings noch anspruchsvollere Konstruktionen. Hinweise darauf gibt die Institutionalisierung neuartiger und spezifisch gestalteter Verfahren oder Gremien in Gestalt von Ethikräten und Ethikkommissionen. Solche Gremien gibt es mittlerweile auf verschiedenen Ebenen der Rechtsetzung und Rechtsumsetzung sowie teilweise im europäischen Verbund. Im politischen und im rechtlichen Kontext wird diese (Zurück-)Verlagerung von Entscheidungen oft als gute Lösung eingestuft. Sie wird aber keineswegs uneingeschränkt begrüßt. All diese Fragen hinsichtlich der Regulierungsformen werden im zweiten Teil des Buchprojekts in einer gebündelten, vor die Analyse ausgewählter Referenzgebiete platzierten Form vertieft behandelt.

Zu den *ausgewählten Referenzgebieten* gehören unter anderem die künstliche Reproduktion (Eizellspende, Leihmutterchaft, reproduktives Klonen und ähnliche Fragen), die Stammzellforschung, die Gendiagnostik, Biobanken, Patente und das Enhancement. Die Referenzgebiete können Regulierungsprobleme, Bausteine und Instrumentarien des Biorechts noch einmal gut veranschaulichen. So enthält das *Gendiagnostik-Gesetz* vor dem Hintergrund der gesetzgeberischen Annahme, dass ein Sonderstatus genetischer im Unterschied zu anderweitigen medizinischen Daten

sinnvoll ist, teils vom tradierten Medizinrecht geprägte, teils in neuer Form ausgearbeitete Bausteine. Zu den Eckpunkten gehört ein inhaltlich angereichertes Selbstbestimmungsrecht der betroffenen Person, das sich vor allem in einem besonders konkretisierten Erfordernis informierter Zustimmung widerspiegelt und von Arzt-, Aufklärungs- und Beratungsvorbehalten begleitet wird. Hinzu kommen verschiedene Informationsrechte sowie „Rechte auf Nichtwissen“ sowie Diskriminierungsverbote. Fragen der Sinnhaftigkeit eines „genetischen Exzeptionalismus“ sind allerdings umstritten. Einen besonderen Status genetischer Daten kann man jedenfalls nicht auf gleichsam intrinsische Merkmale, sondern nur auf eine besondere Regulierungsbedürftigkeit wegen sozialer Interessen- und Konfliktlagen im Bereich genetischen Wissens stützen. *Biobanken* werden seit einigen Jahren übergreifend, teilweise in Form von Netzwerken und teilweise transnational, zu Forschungszwecken aufgebaut und werden künftig eine sehr große Rolle spielen. Sie führen in variierenden Kombinationen Proben von Körpermaterialien – Gewebe, Zellen, Samen, Blut oder DNA – mit medizinischen oder genetischen Daten und Informationen und allgemeinen Angaben zum Gesundheitszustand oder zum Lebensstil der betroffenen Personen zusammen. Ihr kennzeichnender Kern liegt in ihrer Funktion der Verknüpfung von Proben als Datenträgern, Analyseergebnissen und weiteren Angaben über die Probenspender und dem daraus resultierenden Potenzial für die Gewinnung von Informationen und Wissen. Daraus resultiert ein Netz von Beteiligten und Interessen. Gerade bei Biobanken werden Fragen danach, wie man die Wissenserzeugung und -verwendung einzuordnen hat, wie man die Interessen und Konflikte zu beschreiben hat und ob ein individualistischer oder eher ein nicht individualistischer Zugang angemessen ist, außerordentlich kontrovers diskutiert. Statt

individualistisch orientierter Lösungen am Maßstab informierter Einwilligung erscheinen mir – auch mit Blick auf die Spezifika der Forschung (Stichwort „broad consent“ oder „blanket consent“) – Governance-Lösungen sinnvoll. *Enhancement* und *Neuro-Enhancement* sind Konzepte, die in besonderer Weise auf Innovationserfordernisse im Recht hinweisen. Das gilt für die Reformulierung zentraler menschenrechtlicher Grundbegriffe wie dem der Autonomie ebenso wie für die Frage nach neuen rechtlichen Gewährleistungen (muss man ein Grundrecht auf mentale oder neuronale Selbstbestimmung entwickeln?). Noch grundlegender entstehen Fragen nach dem Verständnis und den Grenzen des Menschen oder nach der Rolle speziesbezogener Denkmuster in den Menschen- und Grundrechten. Diese Rechte werden in der aufklärerischen Tradition als Rechte gerade des individuellen Menschen und der individuellen Freiheit verstanden. Allein so können sie aber nicht länger begriffen werden.

Der Abschlussteil dreht sich um das *Innovationspotential*, das das Biorecht für das Recht bedeutet. Denn die Ergebnisse des Projekts machen klar, dass die bisherigen Formen der Risikoregulierung nicht ausreichen. Zwar zählt das Risikoregulierungsrecht im Moment zu den besonders elaborierten Formen des Rechts; es ist „modernes Recht“. Allerdings wird es selbst durch spezifische Konstruktionen geprägt. Unter anderem bleibt es auf Schäden bezogen, also auf etwas, was in gemeinsam geteilter Perspektive als zu vermeidender Nachteil beschrieben werden kann. Auch hängt es recht eng mit der – inzwischen stark relativierten – Steuerungsidee zusammen, selbst wenn es selbst bereits institutionelle Arrangements erfordert, die sinnvollerweise nicht allein mit dem Steuerungskonzept erfasst werden sollten. In beiden Punkten erfordert das Biorecht Weiterentwicklungen. Das gilt auch in

weiteren Hinsichten. Ebenso wie die Bio- und Gentechnik auf die „Natur“ des Menschen durchgreifen kann, werden grundlegende Kategorien des Rechts selbst infrage gestellt, etwa wenn man sich vergegenwärtigt, dass in einigen biorechtlichen Feldern die Subjekt/Objekt-Schemata unterlaufen werden, indem sich das Recht auf Gegenstände richtet, die sich ebenso mit dem Recht wie sie umgekehrt selbst das Recht verändern. Das wird besonders anschaulich mit Blick auf Formen des Enhancements oder der synthetischen Biologie, die rechtlich bisher nur sehr begrenzt erschlossen worden sind. Indem die Konstruktivität rechtlichen Denkens deutlich wird, werden die Grenzen des Rechts im Recht aktualisiert und thematisiert.

Während meines Aufenthaltes am Alfried Krupp Wissenschaftskolleg habe ich wesentliche Teile meines Buchprojekts ausarbeiten und wichtige Grundlagen legen können. Darüber hinaus habe ich eine Reihe spezieller Publikationen erarbeiten können. Für meine Projekte sind interdisziplinäre Anregungen und eine in-

terdisziplinäre Atmosphäre immer besonders wichtig, dies unabhängig davon, ob die jeweils anderen Forschungen ebenfalls meine Themen behandeln oder nicht. Mit dem gesamten Arbeitsumfeld, mit den anderen Fellows und mit dem außerordentlich umfangreichen und hochinteressanten Vortragsprogramm im Sommersemester hat mir das Kolleg in jeder Hinsicht exzellente Bedingungen geboten. Dazu haben auch die Ausflüge mit den dadurch ermöglichten Diskussionen und Anregungen beigetragen. Alles war hervorragend organisiert. Dafür möchte ich mich hier noch einmal bei Professor Dr. Bärbel Friedrich, Dr. Christian Suhm, Dr. Freia Steinmetz, Dr. Rainer Cramm, Christin Klaus, Robert Lehmann, Katja Kottwitz, Lars Rienow und den anderen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen herzlich bedanken. Das Kolleg wird mir glücklicherweise in Form des Alumni-Netzwerks erhalten bleiben und ich hoffe, dass auch die bereits anvisierte Konferenz zu meinem Themenfeld im Kolleg stattfinden können wird. Es handelt sich um eine einzigartige Institution.

Enhancement, Human Nature, and Human Rights, in: Albers, Marion; Hoffmann, Thomas; Reinhardt, Jörn (eds.), *Human Rights and Human Nature*, Dordrecht/Heidelberg/London/New York: Springer (Ius Gentium), 2014, S. 235 – 266

Bioethik, Biopolitik, Biorecht: Grundlagen und Schlüsselprobleme, in: Albers, Marion (Hrsg.), *Bioethik, Biorecht, Biopolitik: eine Kontextualisierung*, Baden-Baden: Nomos, 2015 (i. E. März/April 2015)

Biotechnologies and Human Dignity, in: Grimm, Dieter; Möllers, Christoph; Kemmerer, Alexandra (eds.), *Comparing Human Dignity*, Oxford: Hart Publishing, erscheint 2015

Neuronale Selbstbestimmung als Thema des Verfassungsrechts, in: Lindner, Josef (Hrsg.), *Die neuronale Selbstbestimmung des Menschen: Grundlagen und Gefährdungen*, Baden-Baden: Nomos, erscheint 2015

Regulation of Biobanks in Germany, Manuskript, 18 S. (erscheint 2015, wird eingereicht zum peer review)

Biorecht, i. Vorb. für Ende 2015/Anfang 2016  
englische Version: Biolaw, i. Vorb. für Ende 2016/Anfang 2017

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Mit Quanten würfeln

## Warum die Quantenphysik einen „radikaleren“ Zufall benötigt, als die klassische Wahrscheinlichkeitstheorie ihn liefert

### Projektbericht

In der Mathematik werden Zufallsexperimente durch Wahrscheinlichkeitsräume und Zufallsvariablen beschrieben. Zufallsvariablen sind Funktionen, die Elementen des Wahrscheinlichkeitsraumes die möglichen Ergebnisse des Experiments als Werte zuordnen. Ein sogenanntes Wahrscheinlichkeitsmaß gibt dabei die Wahrscheinlichkeit an, mit der die jeweiligen Werte auftreten. Hinter dieser Beschreibung des Zufalls steht die Idee, dass der Zufall aus unserer Unkenntnis resultiert. Wenn wir den Zustand des betrachteten Systems genau kennen würden, dann wüssten wir, welches Element des Wahrscheinlichkeitsraumes realisiert ist und wir könnten alle Ergebnisse des Experiments im voraus berechnen.

In der Quantenphysik ist der Zufall von fundamentalerer Natur. Es können Korrelationen auftreten, die für klassische Zufallsvariablen auf Wahrscheinlichkeitsräumen nicht möglich sind. Wie ich auch in meiner Fellow-Lecture erklärt habe, lässt sich der Zufall in der Quantenphysik nicht alleine als Folge von ungenauer Kenntnis des Zustandes des betrachteten Systems interpretieren. Man kann den Zufallsgrößen keine Werte zuordnen, ohne zuerst auszuwählen, welche Messungen durchgeführt werden sollen. Dies führt zur Quanten-Wahrscheinlichkeitstheorie oder

Quantenstochastik, in der Zufallsgrößen durch Operatoren auf Hilberträumen oder – noch allgemeiner – durch Elemente von nicht-kommutativen Algebren beschrieben werden.

In meinem Projekt habe ich Lévy-Prozesse im Rahmen der Quantenstochastik untersucht. Diese Prozesse sind die quantenstochastische Verallgemeinerung von stochastischen Prozessen mit unabhängigen und stationären Zuwächsen. Lévy-Prozesse spielen eine wichtige Rolle in Modellen von Zufallsexperimenten sowohl in der klassischen Wahrscheinlichkeitstheorie als auch in der Quantenstochastik. Sie haben zahlreiche Anwendungen in der Finanz- und Versicherungsmathematik, (Quanten-)Physik, und auch allen anderen Naturwissenschaften.

In der klassischen Wahrscheinlichkeit sind die Lévy-Prozesse genau die stochastischen Prozesse, die in Raum und Zeit stationär sind. Mit Fabio Cipriani und Anna Kula habe ich vor Kurzem gezeigt, dass diese Charakterisierung auch in der Quantenstochastik für Lévy-Prozesse auf Quantengruppen gilt.

### Klassifizierung von Lévy-Prozessen

Eine wichtiges Ziel meines Projektes war die Klassifizierung von Quanten-Lévy-Prozessen.

## Professor Dr. Uwe Franz

war von April bis September 2014 Alfred Krupp Senior Fellow. Er ist Professor für Mathematik an der Université de Franche-Comté in Besançon.



Professor Dr. Uwe Franz (\*1966) studierte Mathematik und Physik in Clausthal, Carbondale (USA) und Nakajo (Japan). Nach seiner Promotion 1997 in Mathematik an der Université Henri Poincaré in Nancy war er als wissenschaftlicher Assistent an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald tätig, wo er 2004 habilitierte. Seit 2005 ist er

Professor an der Université de Franche-Comté in Besançon. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen quantenstochastische Prozesse, insbesondere quantenstochastische Prozesse mit stationären und unabhängigen Zuwächsen (Lévy-Prozesse), Quanten-Computer sowie die Quanten-Kommunikation.

Kurzvita

## » Quanten-Lévy-Prozesse und ihre Anwendungen in der Quantendynamik und der nicht-kommutativen Geometrie

Stochastische Prozesse mit unabhängigen und stationären Zuwächsen werden als Lévy-Prozesse bezeichnet. Wichtige Beispiele von Lévy-Prozessen sind die Brownsche Bewegung und der Poisson-Prozess. Diese Prozesse spielen in der stochastischen Modellierung eine fundamentale Rolle, sie werden z. B. in der Physik, der Biologie, und der Finanz- und Versicherungsmathematik verwendet. Die Quanten-Stochastik ist eine Verallgemeinerung der Wahrscheinlichkeitstheorie, die sich durch die mathematische Struktur der Quantenphysik motiviert.

Mein Projekt befasst sich mit Quanten-Lévy-Prozessen, d.h. mit stochastischen Prozessen mit unabhängigen und stationären Zuwächsen im Rahmen der Quanten-Stochastik.

Ziel des Vorhabens war es, aktuelle Fragen dieses Forschungsgebietes zu untersuchen, um ein besseres Verständnis dieser Prozesse zu erreichen und neue Anwendungen in der Quantendynamik und der nicht-kommutativen Geometrie zu entwickeln.

Fellow-Projekt

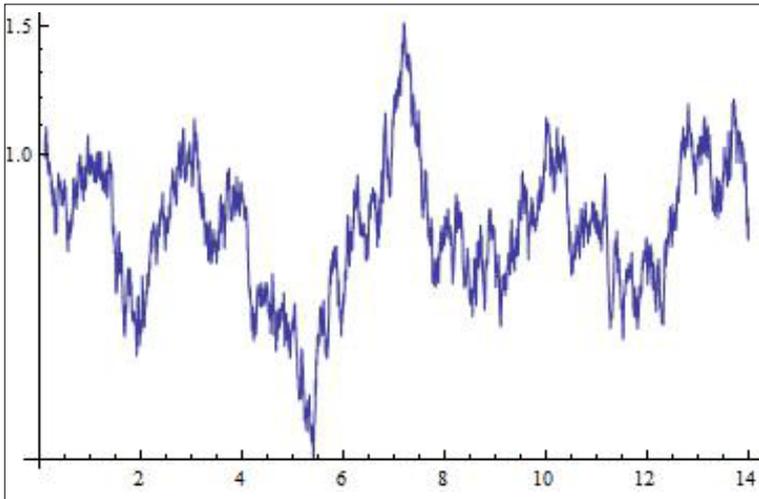


Abb. 1: 1-dim. Brownsche Bewegung (als Funktion der Zeit)

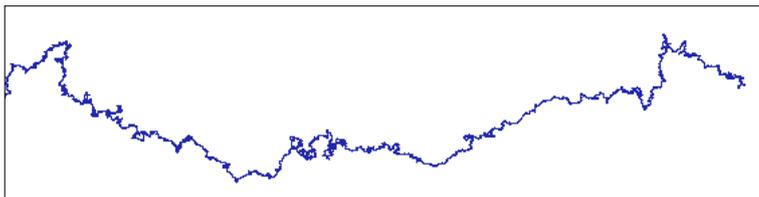


Abb. 2: 2-dim. Brownsche Bewegung

Klassische Lévy-Prozesse in euklidischen Räumen oder Lieschen Gruppen werden durch die Lévy-Khintchin-Formel bzw. durch die Huntsche Formel klassifiziert. Diese Formeln zeigen, dass man sich Lévy-Prozesse aus zwei Bausteinen zusammengesetzt vorstellen kann: einem stetigen Anteil, auch Gauss-Anteil genannt, der sich wie eine Brownsche Bewegung verhält, und einem Sprung-Anteil, der sich wie ein Poisson-Prozess verhält. Diese Zerlegung der Prozesse wird auch als Lévy-Itô-Zerlegung bezeichnet.

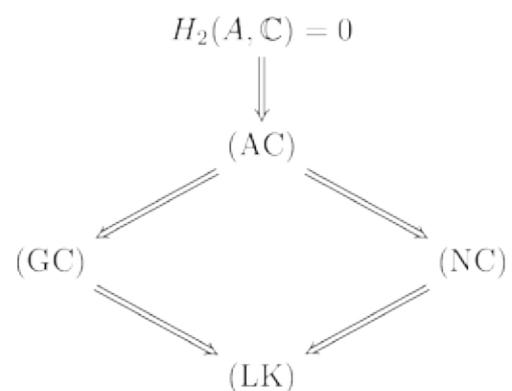
Vor ca. 25 Jahren hat Michael Schürmann die Frage untersucht, ob Quanten-Lévy-Prozesse auch eine solche Zerlegung zulassen. Da Quanten-Lévy-Prozesse durch sogenannte Schürmann-Tripel klassifiziert werden können, ist eine solche Zerlegung der Prozesse äquivalent zu einer Zerlegung der Tripel,

$$(\pi, \eta, \psi) = (\pi_G, \eta_G, \psi_G) \oplus (\pi_R, \eta_R, \psi_R),$$

wobei  $(\pi_G, \eta_G, \psi_G)$  ein Gaußsches Tripel sei und  $(\pi_R, \eta_R, \psi_R)$  ein Tripel, das keinen Gaußschen Anteil mehr enthält.

Michael Schürmann hat mehrere hinreichende Bedingungen für die Existenz einer Zerlegung gefunden. Insbesondere hat er bewiesen, dass die Zerlegung auf bestimmten Algebren immer möglich ist.

Gemeinsam mit Malte Gerhold und Andreas Thom haben wir diese Frage weitergehend analysiert. Wir sagen, dass eine Algebra  $A$  die Eigenschaft (LK) hat, wenn alle Tripel auf dieser Algebra eine solche Zerlegung zulassen. Zusätzlich zu den von Schürmann eingeführten kohomologischen Eigenschaften (AC) und (GC) haben wir eine weitere Eigenschaft (NC) mit einbezogen. Wir haben gezeigt, dass die Umkehrungen der Implikationen



alle falsch sind. Wir haben auch Beispiele von Tripeln gefunden, die keine solche Zerlegung zulassen. Damit haben wir bewiesen, dass die

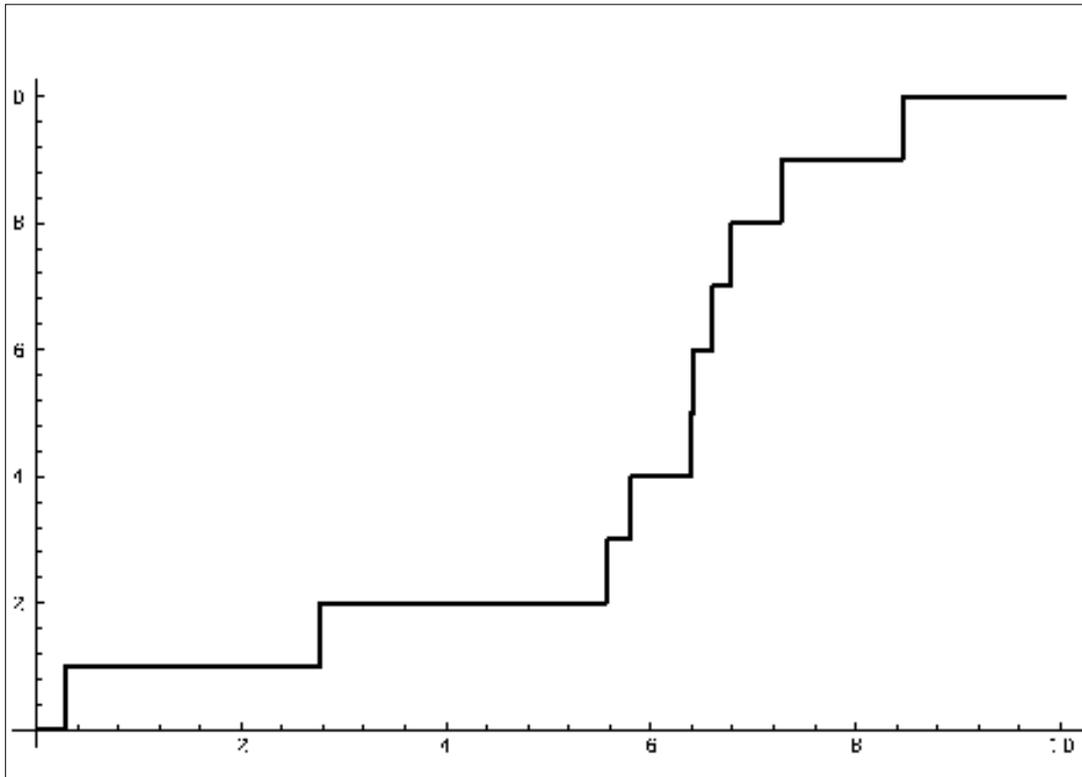


Abb. 3: Poisson-Prozess (als Funktion der Zeit)

klassische „Lévy-Khintchin“-Zerlegung von Tripeln sich nicht ohne Einschränkung auf die Quantenstochastik verallgemeinern lässt.

Mit Biswarup Das, Anna Kula und Adam Skalski haben wir allerdings bewiesen, dass die Zerlegung für Tripel, die eine bestimmte Symmetrie-Bedingung erfüllen, immer möglich ist. Und mit Anna Kula, Michael Skeide und Martin Lindsay haben wir die Tripel auf den kompakten Quantengruppen  $SU_q(N)$  und  $U_q(N)$  klassifiziert und dabei gezeigt, dass die Zerlegung für Tripel auf diesen Algebren auch immer möglich ist.

### Lévy-Prozesse auf dualen Gruppen

Stochastische Unabhängigkeit ist ein fundamentaler Begriff in der Wahrscheinlichkeitstheorie. In der Quantenstochastik gibt es mehrere Unabhängigkeitsbegriffe und für

jeden lässt sich eine Theorie von Lévy-Prozessen formulieren. Dies führt zum Begriff der Lévy-Prozesse auf dualen Gruppen, der auch Bestandteil meines Projektes war. Mein Doktorand hat in einem Artikel gezeigt, dass solche Prozesse ganz natürlich als Grenzwert von klassischen Lévy-Prozessen mit Werten in Matrizen auftreten, wenn man die Dimension gegen unendlich gehen lässt.

### Anwendungen

Die Klassifizierungsergebnisse haben uns neue Beispiele von Quanten-Lévy-Prozessen geliefert, die wir jetzt genauer untersuchen und deren Anwendungen in der Quantendynamik und der nicht-kommutativen Geometrie ebenfalls von uns weiterentwickelt wird. Aus dem Spektrum der erzeugenden Funktionalen lassen sich, z.B. leicht die spektralen Dimen-

sionen der zugehörigen Dirac-Operatoren berechnen.

### **Übersichtsartikel und Bücher**

Während meines Fellow-Aufenthalts habe ich an einem Übersichtsartikel und zwei Büchern über Quantenstochastik im Allgemeinen und über mein Forschungsgebiet im Speziellen gearbeitet. Mit Nicolas Privault habe ich ein Buch mit dem Titel "Probability from Algebra, A Functional Calculus Approach to Non-Commuting Random Variables" geschrieben, das wenig Vorkenntnisse verlangt und sich an Studenten richtet. Mit Adam Skalski habe ich die Vorlesungen einer in 2013 in Bangalore, Indien, abgehaltenen Schule überarbeitet und in Buchform gebracht. Dieses Buch, mit dem Titel "Noncommutative Mathematics by Example: Quantum Probability and Quantum Dynamical Systems" richtet sich hauptsächlich an Doktoranden und junge Forscher und soll in der Reihe "Lecture Notes of the Indian Institut of Sciences" erscheinen. Beide Manuskripte sind derzeit zur Begutachtung bei Cambridge University Press.

Weiterhin habe ich mit Anna Kula und Adam Skalski an einem Übersichtsartikel über "Lévy Processes on Quantum Permutation Groups" gearbeitet. Dieser Artikel soll in den Proceedings der Konferenz "Noncommutative analysis, operator theory and applications" (NAOA2014), die im Mai 2014 in Mailand

stattfindet, erscheinen und richtet sich an Forscher in der Analysis und der Wahrscheinlichkeitstheorie.

### **Vorlesung und Seminar**

Während meines Fellow-Aufenthalts habe ich eine Vorlesung über Funktionalanalysis mit vier Semesterwochenstunden gehalten und mehrere Vorträge im Forschungsseminar von Professor Dr. Michael Schürmann.

### **Kooperation**

Die Ergebnisse des Projektes werden wir auch auf dem Workshop "Algebraic and Analytic Aspects of Quantum Lévy Processes" am Alfried Krupp Wissenschaftskolleg (9. bis zum 13. März 2015, finanziert von der DFG, den Mathematik-Instituten der Universitäten in Greifswald und Besançon und dem Alfried Krupp Wissenschaftskolleg) vorstellen.

In den nächsten zwei Jahren ist die Fortsetzung meines Projektes mit der Arbeitsgruppe durch ein Procope-Projekt "Algebraic and Analytic Aspects of Quantum Lévy Processes" (finanziert vom DAAD und CampusFrance) gesichert. Michaël Ulrich wird seine Arbeit an den Lévy-Prozessen auf dualen Gruppen im Rahmen einer "Cotutelle" unter der gemeinsamen Betreuung durch Professor Dr. Michael Schürmann und mich fortsetzen, der Abschluss seiner Promotion ist für 2016 geplant.

Das, Biswarup; Franz, Uwe; Kula, Anna; Skalski, Adam: One-to-one correspondence between generating functionals and cocycles on quantum groups in the presence of symmetry, Preprint, siehe <http://arxiv.org/abs/1410.6944>, 2014.

Cipriani, Fabio; Kula, Anna; Franz, Uwe: Symmetries of Lévy processes on compact quantum groups, their Markov semigroups and potential theory, *Journal of Functional Analysis*, Volume 266, Issue 5, March 2014, Pages 2789–2844.

Franz, Uwe; Kula, Anna; Lindsay, Martin; Skeide, Michael: Hunt's formula for  $SU_q(N)$  and  $U_q(N)$ , in Vorbereitung, 2014.

Franz, Uwe; Kula, Anna; Skalski, Adam: Lévy Processes on Quantum Permutation Groups, in Vorbereitung, 2014.

Franz, Uwe; Gerhold, Malte; Thom, Andreas: On the Lévy-Khintchin decomposition, in Vorbereitung, 2014.

Franz, Uwe; Privault, Nicolas: Probability from Algebra, A Functional Calculus Approach to Non-Commuting Random Variables, zur Begutachtung bei Cambridge University Press, 2014.

Franz, Uwe; Skalski, Adam: Noncommutative Mathematics by Example: Quantum Probability and Quantum Dynamical Systems, zur Begutachtung bei den Lecture Notes des Indian Institut of Sciences (Cambridge University Press), 2014.

Schürmann, Michael: Gaussian states on bialgebras. In "Quantum Probability V," *Lecture Notes in Math.*, 1442, 347–367, Springer-Verlag, Berlin, 1990.

Schürmann, Michael: White Noise on Bialgebras, *Lecture Notes in Math.*, Vol. 1544, Springer-Verlag, Berlin, 1993.

Ulrich, Michaël: Construction of a free Lévy process as high-dimensional limit of a Brownian motion on the Unitary group, Preprint, siehe <http://arxiv.org/abs/1407.0212>, 2014.

# Kopf lass' nach

## Pop und Intellektualität in der Gegenwartsliteratur

### Projektbericht

„Pops Glück ist, daß Pop kein Problem hat. Deshalb kann man Pop nicht denken, nicht kritisieren, nicht analytisch schreiben, sondern Pop ist Pop leben, fasziniert betrachten, besessen studieren, maximal materialreich erzählen, feiern. Es gibt keine andere vernünftige Weise über Pop zu reden, als hingerissen auf das Hinreißende zu zeigen, hey, super. Deshalb wirft Pop Probleme auf, für den denkenden Menschen, die aber Probleme des Denkens sind, nicht des Pop.“ Rainald Goetz formuliert in dieser vielzitierten Passage prägnant eine weitverbreitete Annahme: Pop und Intellektualität – das passt nicht gut zusammen. Ja, sie scheinen, zumindest auf den ersten Blick, geradezu für antagonistische Konzepte zu stehen: Mit dem einen wird Oberflächlichkeit, Unterhaltung, Warenförmigkeit assoziiert, mit dem anderen Tiefsinnigkeit, Ernsthaftigkeit, Autonomie; mit dem einen Emotionalität, Involviertheit, Faszination, mit dem anderen Rationalität, Distanziertheit, Analyse. Pop ist erlebnis-, Intellektualität erkenntnisorientiert; popkulturelle Phänomene sind fließend, dynamisch, kurzlebig, intellektuelles Denken und Argumentieren bemüht sich um Schlüssigkeit und Beständigkeit; Popkultur gilt als affirmativ, Intellektuelle haben kritisch zu sein. Kurz: Popkünstler gestalten das „große[...] Ja (zu Leben, Welt, Moderner Welt)“ (Diedrich Die-

derichsen), Intellektuelle fungieren als non-konformistische ‚Nein-Sager‘ (Dietz Bering). Entsprechend sind Äußerungen von Vertretern der Pop-Fraktion oftmals von einer intellektualitätsfeindlichen Grundhaltung geprägt, umgekehrt stehen intellektuelle Schriftsteller und Theoretiker Pophänomenen vielfach skeptisch bis ablehnend gegenüber.

Doch trotz ihrer vermeintlichen Inkompatibilität, so die These meines Projekts, an dem ich am Krupp-Kolleg gearbeitet habe und das in eine Habilitationsschrift münden soll, sind Pop und Intellektualität nicht einfach Pole einer binären Opposition oder gar gänzlich unvereinbare und unverbundene Diskurse. Sie sind vielmehr zwei für die Gegenwartskultur bedeutende dynamische Konzepte, die ständig weiterentwickelt und redefiniert werden, nicht zuletzt in wechselseitigem Bezug zueinander, mal in Annäherung, mal in Abgrenzung. Im Zeitraum von den 1950ern bis ins frühe 21. Jahrhundert erfahren in der BRD beide, die Pop- und die Intellektuellenkultur, ihre Neukonstituierung, ihre Etablierung und auch ihre Infragestellung. Dass in den 1950er und frühen 1960er Jahren die Intellektuellen zu neuem Selbstbewusstsein gelangen und parallel eine Popkultur entsteht, beide im Laufe der 1960er und 1970er zu einem festen Bestandteil der westdeutschen Kultur und Ge-



**Dr. Charis Goer**  
war von Oktober 2013 bis  
September 2014 Alfred Krupp  
Junior Fellow. Sie ist  
Akademische Rätin a.Z. für  
Literaturwissenschaft an  
der Universität Bielefeld.

Dr. Charis Goer ist seit 2008 Akademische Rätin a.Z. für Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Sie wurde 2003 mit einer Arbeit über das Verhältnis der Literatur zu den Künsten bei Wilhelm Heinse an der Universität Bielefeld promoviert. Von 2002 bis 2008 war sie am Zentrum für Bildungsforschung und Lehrerbildung (PLAZ) sowie im Fach Ger-

manistik der Universität Paderborn tätig. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Literatur und Ästhetik um 1800, Literatur und Kultur um 1900, Intermedialität, Popkultur, Interkulturalität und Fachdidaktik Deutsch. Seit 2011 ist sie Co-Sprecherin der AG Populärkultur und Medien der Gesellschaft für Medienwissenschaft.

#### Kurzvita

#### »Kopf lass' nach. Pop und Intellektualität in der Gegenwartsliteratur

Das Projekt befasst sich in historischer wie systematischer Perspektive mit dem Verhältnis von Pop und Intellektualität in der deutschsprachigen Literatur und Kultur von den 1950er Jahren bis in die Gegenwart. Während in der bisherigen Forschung intellektuellen- und Popkultur überwiegend losgelöst voneinander behandelt oder bestenfalls als problembehaftete Opposition begriffen werden, soll die Studie zeigen, dass sie als zwei systemisch aufeinander bezogene Größen innerhalb der Gegenwartskultur gelten können, die in wechselseitigem Bezug zueinander weiterentwickelt und redefiniert werden. Dieser ‚Doppelblick‘ ist besonders ergiebig

bei der Betrachtung von Literatur, da diese in der deutschsprachigen Gegenwartskultur den markantesten, weil kontroversesten Schnittpunkt von Pop und Intellektualität bildet. Insbesondere an den Schriften Hubert Fichtes, Rolf Dieter Brinkmanns, Thomas Meineckes und Rainald Goetz', in denen sich formal und inhaltlich deren Auseinandersetzung sowohl mit popkulturellen Phänomenen wie intellektuellen Positionen ausdrückt, lassen sich über einen Zeitraum von etwa 50 Jahren exemplarische Konstellationen der Annäherung und Abgrenzung von Pop und Intellektualität aufzeigen.

#### Fellow-Projekt

sellschaft werden und sich zunehmend ausdifferenzieren und schließlich in den 1980er und 1990er Jahren verstärkt kritisiert und gar totgesagt werden, lässt sich als mehr denn eine akzidentielle Parallele zweier nach einem konventionellen Geschichtsnarrativ von Aufstieg und Fall erfasster Phänomene deuten. An ihnen lässt sich nicht nur jeweils für sich genommen die kulturelle, gesellschaftliche und politische Entwicklung der BRD verfolgen, sondern erst recht, wenn sie als systemisch aufeinander bezogene und auch miteinander konkurrierende Konzepte in den Blick genommen werden, ermöglichen sie eine komplexere und präzisere Beschreibung von Strukturen und Positionen. In wechselnden historischen und systematischen Konstellationen von Affinität und Antagonismus erweisen sie sich als aufeinander bezogene Größen innerhalb der Gegenwartskultur: Beide haben Teil an der Demokratisierung und Internationalisierung Westdeutschlands in der Nachkriegszeit wie auch an der in den folgenden Jahrzehnten zunehmenden Pluralisierung und Medialisierung, wodurch sich ständig Berührungs- und Reibungspunkte ergeben. Kulturelle Grundsatfragen – etwa die danach, ob es geistiger Eliten bedarf, welches Humanisierungspotenzial Kultur hat, ob Kunst widerständig zu sein hat oder ob Technisierung Fortschritt bedeutet – werden nicht nur im popkulturellen wie intellektuellen Diskurs gleichermaßen gestellt, sondern sie gewinnen erst durch die miteinander divergierenden Zugriffe und konkurrierenden Ansichten darauf an deutlicher Kontur. Erst die Abgrenzung von einer als oberflächlich, hedonistisch und affirmativ diffamierten Popkultur verschafft einem Konzept von Intellektuellen als reflektierte ethisch-politische Instanz ein scharfes Profil. Umgekehrt trägt der immer wieder unternommene Ausschluss des Pop aus der intellektuellen Sphäre nicht unerheblich zu dessen Attraktivität als Gegenkultur bei und versetzt Pop in die Position,

Gegenentwürfe zu problematischen Aspekten des intellektuellen Selbstverständnisses wie Elitismus, Verstrickungen mit der Macht oder eindimensionalen Vernunft-, Aufklärungs- und Wahrheitsbegriffen zu artikulieren. Der gewählte ‚Doppelblick‘ ist besonders ergiebig bei der Betrachtung von Literatur, da diese den markantesten Schnittpunkt von Pop und Intellektualität bildet. Für den intellektuellen-Diskurs ist Literatur zentral, weil der Schriftsteller, ausgehend von Émile Zolas Interventionen in der Dreyfus-Affäre, lange als Haupttypus des Intellektuellen galt und sein Medium, die Sprache, als privilegierte Ausdrucksform seiner bestimmenden Eigenschaft, der Denkfähigkeit: Der Intellektuelle ist nicht nur „Moralist“, sondern vor allem auch „Spezialist für das Wort“ und „Sprecher allgemeinverbindlicher Werte, dessen Tätigkeitsfeld die symbolische Ordnung der Dinge ist“ (Georg Jäger). Für die Konzeptionierung von Pop hingegen sind zwar zunächst Musik und bildende Kunst maßgeblich, während popästhetische Ansätze in der Literatur seit ihren Anfängen Mitte der 1960er Jahre als tendenziell problematisch gelten. Dennoch – oder gerade deshalb – ist Literatur auch, angefangen bei der Beat Poetry bis hin zur ‚neuen deutschen Popliteratur‘ der 1990er Jahre, immer Bestandteil der Popkultur und beteiligt an der Bestimmung dessen, was Pop ist. Aus dieser Fokussierung auf Literatur ergibt sich, dass Pop und Intellektualität nicht als primär oder gar rein soziologische Begriffe, sondern vor allem auch als Konzepte der Ästhetik und Poetik verstanden werden. Es geht also nicht allein um die Rolle des Schriftstellers als Verfassers von Texten, als öffentliche Person, als Intellektueller oder Intellektuellenkritiker, als Popfan, -akteur oder -verächter, sondern, wie in textnahen Lektüren gezeigt werden soll, auch darum, wie sich die Auseinandersetzung mit popkulturellen Phänomenen und intellektuellen Positionen in Stoffen und Themen, Stilen und Schreib-

weisen, ästhetischen Strategien und Poetiken ausdrückt. Dies wird besonders deutlich an den Schriften Hubert Fichtes, Rolf Dieter Brinkmanns, Thomas Meineckes und Rainald Goetz': Momente des Pop- und des Intellektuellen-Diskurses wie ‚fandom‘ und Engagement, sinnliche Welterfahrung und vernünftige Kritik, Popmusik und wissenschaftliche Theorien, Subkulturen und bürgerliche Öffentlichkeit werden gleichermaßen aufgegriffen und miteinander in Beziehung gesetzt. Dies geschieht nicht nur inhaltlich, sondern prägt auch ihre hochreflektierten Poetiken, die, bei aller Unterschiedlichkeit, alle auffällig zu offenen, hybriden Formen, Gattungs- und Genremischungen, Intertextualität und medialen Erweiterungen tendieren.

In den 1960er und 1970er Jahren dominiert der pessimistische Blick der intellektuellen ‚Apokalyptiker‘ (Umberto Eco) die Auseinandersetzung mit der Popkultur, die mit Argumenten einer sich auf die Kritische Theorie stützenden generalisierten Kulturinduskriekritik problematisiert wird. Vertraut mit diesen Vorbehalten setzen Fichte und Brinkmann dagegen auf eine nicht theoretisch präformierte, auf genauer Wahrnehmung basierende Darstellung des Alltags, der Medien- und Konsumgesellschaft, der Jugend- und Subkulturen. In diesem Sinne lassen sich Fichtes Poetik und Ästhetik der ‚Empfindlichkeit‘ und Brinkmanns Forderung nach einer ‚neuen Sensibilität‘ als popkulturelle Alternativentwürfe zu einer abstrakt-kritischen Intellektuellenkultur begreifen: Wie bei den für beide Autoren bedeutsamen Beat Poets, wie in der ihnen bekannten Pop Art und der Beat- und Rockmusik werden Sinnlichkeit und Sexualität als Erfahrungsmodi aufgewertet und wird den ‚oberflächlichen‘ Erscheinungs- und Inszenierungsformen verstärkte Aufmerksamkeit entgegengebracht. Damit einher geht bei ihnen zudem eine internationale Öffnung, bei Fichte insbesondere zur sogenannten ‚Dritten Welt‘, bei Brinkmann



Abb. 1: Titel „Text + Kritik“ zum Thema „Rainald Goetz“; Gastredaktion Charis Goer und Stefan Greif

zu den USA, durch die sie die deutsche bzw. abendländische Selbstbezüglichkeit und Verhaftetheit in kulturellen Traditionen, die sie etwa in der Gruppe 47, bei Walser und Enzensberger erkennen, zu überwinden suchen. Ab den 1980er Jahren vollzieht sich mit den Cultural Studies eine poptheoretische Wende, in deren Folge nunmehr das emanzipative und dissidente Potenzial von Jugend- und Subkulturen stärker in den Fokus rückt. In Deutschland trägt die Zeitschrift „Spex“ maßgeblich zur außerakademischen Verbreitung dieses Ansatzes bei, insbesondere deren Chefredakteur, der ‚Hip-Intellektuelle‘ Diederich Diederichsen, der mit diesem Selbstverständnis erstmals offensiv einen Typus des popkulturell

ausgerichteten Intellektuellen zu etablieren sucht. In diesem Umfeld entstehen auch die ersten Schriften Goetz' und Meineckes, in denen diese im Gestus des Postpunk das „Weltverantwortungsdenken“ kritisch-engagierter Autoren wie Böll und Grass zurückweisen und ewiggestrigen (Pop-)Kulturpessimisten mit einem strategisch-affirmativen „Ja zur Modernen Welt als Prinzip der permanenten Revolte“ begegnen. Hieraus entwickeln beide Poetiken – Goetz die einer an der Gegenwart ausgerichteten ‚Zeitmitschrift‘, Meinecke die eines materialmischenden Schreibens nach dem Modell des plattenauflegenden DJs –, die nicht nur popästhetisch fundiert, sondern zugleich Ausdruck einer intellektuellen Haltung sind: Das prozessuale Fortschreiben begleitet einen Denkfluss, der nicht durch feste Ordnungen, Klassifikationen, Bewertungen, Handlungsmaximen stillgestellt werden soll. Beide Autoren setzen sich intensiv mit Wissenschaften auseinander – Goetz insbesondere mit Medizin, Geschichtswissenschaft, Soziologie und Philosophie, Meinecke mit Kulturwissenschaften, Gender und Queer Studies –, doch statt eines akademischen Konventionen und Standards verpflichteten Zugriffs wählen sie einen popästhetischen Ansatz. Dieser erlaubt ihnen, assoziativ zu denken statt methodisch abgesichert vorzugehen, sich auch fasziniert auf die Gegenstände einzulassen statt sich objektivierend von ihnen zu distanzieren und so das schwierige Verhältnis von Wissenschaft, Denken und Theorie zu Wirklichkeit, Leben und Praxis zu thematisieren. An ihren Schriften und ihrem öffentlichen Auftreten kann somit argumentiert werden, dass Autoren wie Fichte, Brinkmann, Goetz und Meinecke literarische und kulturelle Grenzgänger zwischen Popkultur und Intellektuellensphäre sind. Sie scheinen sich oftmals von der Intellektuellensphäre je weiter zu entfernen, je mehr sie sich der Popkultur annähern, umgekehrt tragen sie aber auch

Momente von Intellektualität in den Pop beziehungsweise Popaspekte in den Intellektualitätsdiskurs hin. Negativ formuliert sitzen sie zwischen den Stühlen, positiv gewendet erzeugen sie ungewöhnliche und damit für die Gegenwartsliteratur und -kultur aufschlussreiche Konstellationen, denen in der Studie nachgegangen werden soll. Treffen Pop, Intellektualität und Literatur aufeinander, so bedeutet dies, wie meine Studie zeigen soll, auch immer ein Arbeiten mit und an deren Grenzen, ein Erkunden dessen, was im wechselseitigen Gegen-, Für- und Miteinander entsteht, und eine Reformulierung dessen, was sie sein und leisten können.

Neben der Arbeit an diesem Projekt, mit dem ich dank der hervorragenden Bedingungen am Kolleg substanzielle Fortschritte machen konnte, habe ich mit großem fachlichen und persönlichen Gewinn an zahlreichen Veranstaltungen im Kolleg, in der Universität und der Stadt teilgenommen (wovon die im folgenden genannten nur eine Auswahl darstellen – so reich waren die Angebote!): Von besonderem Interesse waren für mich die Tagungen und Workshops des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Literaturtheorie von Professor Dr. Eckhard Schumacher, die auf dem Gebiet meiner eigenen Forschungsschwerpunkte der Literatur und Kultur um 1800 sowie der Gegenwartsliteratur lagen. So habe ich bei dem von Professor Dr. Schumacher geleiteten wissenschaftlichen Workshop „Schreibweisen der Gegenwart (1800/2000)“, der am 11. Juli 2014 im Kolleg stattfand, einen Impulsvortrag zum Thema „Twitteratur: Jennifer Egans ‚Black Box‘“ gehalten. Darüber hinaus habe ich die Tagungen „Verzettelt, verschoben, verworfen. Textgenese und Edition moderner Literatur“, geleitet von Professor Dr. Schumacher und seinen Mitarbeiterinnen Katharina Krüger und Dr. Elisabetta Mengaldo, vom 19. bis 21. Juni 2014 am Kolleg und

„Ausbildungszeiten. Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf soziale Ungleichheit und kulturelle Differenzen um 1800“, geleitet von den Greifswalder Germanisten Jun.-Prof. Dr. Eva Blome und Dr. Peter Pohl, am 26. und 27. Juli 2014 an der Universität besucht. Bei dem interdisziplinären Workshop „Heimsuchung und Haushaltung. Die Beweglichkeit der Dinge in Literatur, Museum und bildender Kunst“ am 10. Juli 2014 im Kolleg, der von meinem Mit-Fellow Privatdozentin Dr. Mona Körte organisiert wurde, habe ich eine Sektion moderiert. Moderiert habe ich außerdem den von mir angeregten Vortrag der Münchener Kunsthistorikerin Privatdozentin Dr. Christine Tauber, die am 30. Juni 2014 im Kolleg im Rahmen der Caspar-David-Friedrich-Vorlesungen über „Die Schlösser Ludwigs II. von Bayern – garantiert kein Kitsch!“ referierte. Über diese fachwissenschaftlichen Aktivitäten hinaus

habe ich außerdem auf dem Perspektiventag „Promotion und dann?“ für Promotionsinteressierte, Promovierende und Postdocs der Graduiertenakademie der Universität Greifswald und des Jungen Kollegs Greifswald am 28. November 2013 im Kolleg einen Impulsvortrag im Rahmen des Workshops „Warum und wie promovieren?“ gehalten und konnte einen Poetry Slam mit Workshop und Lesung des deutschsprachigen Meisters 2013 Jan Philipp Zymny initiieren, der im Rahmen der Koeppentage am 25. Juni 2014 im Koeppenhaus stattfand. Ich werde meinen Fellow-Aufenthalt am Alfried Krupp Wissenschaftskolleg in Greifswald in bester, dankbarer Erinnerung behalten als ein Jahr ertragreicher konzentrierter Arbeit, voller vielfältiger wissenschaftlicher und kultureller Impulse und bereichernder persönlicher Begegnungen.

Goer, Charis: Import, Übersetzung, Übernahme – der Bezug zu Großbritannien und den USA. In: Handbuch Pop & Literatur. Hg. von Moritz Baßler und Eckhard Schumacher. Berlin: de Gruyter (= Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie) [erscheint 2015].

Goer, Charis: Schwätzer, Schreibtischtäter, Sympathisanten – Linksintellektuelle Schriftsteller und die RAF. In: Perspektiven der politischen Ästhetik. Hg. von Oliver Kohns. München: Fink (= Texte zur politischen Ästhetik) [erscheint 2015].

Goer, Charis: Die neuen Barbaren. Frühe Rezeption der Beat Generation in Westdeutschland. In: Die amerikanischen Götter. Transatlantische Prozesse in der deutschsprachigen Popkultur seit 1945. Hg. von Stefan Höppner und Jörg Kreienbrock. Berlin: de Gruyter (= Linguae et Litterae) [erscheint 2015].

Texte zur Theorie des Pop. Hg. von Charis Goer, Stefan Greif und Christoph Jacke. Stuttgart: Reclam 2013 (= Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 19035).

Goer, Charis: Thomas Meinecke liest Hubert Fichte. Pop und Interkulturalität in ‚Lookalikes‘. In: Unbegrenzt. Literatur und interkulturelle Erfahrung. Hg. von Michael Hofmann. Frankfurt a.M.: Lang 2013 (= Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 51). S. 205-214.

Text + Kritik. Bd. 190: Rainald Goetz. Gastredaktion Charis Goer und Stefan Greif. München: Text + Kritik 2011.

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Penicillinresistenz in Pneumokokken

## Evolution im Zeitraffer

### Projektbericht

Wir mögen keine Bakterien. Sie machen krank. Es ist gut, dass es Antibiotika gibt, die sie umbringen und uns dann wieder gesund machen. Denkt man. Antibiotikaresistente Bakterien stehen in letzter Zeit immer wieder in den Schlagzeilen und haben es sogar in die Tageschau des Fernsehens gebracht. Tatsächlich haben sich seit der Verwendung von Antibiotika zunehmend resistente Erreger ausgebreitet – einige davon sind inzwischen gegen alle Antibiotika resistent, die bei den jeweiligen Krankheiten eingesetzt werden können, die sie verursachen.

### *Streptococcus pneumoniae* – Freund oder Feind?

Das Haustier meines Labors ist ein Bakterium, das als Paradigma der Entwicklung von antibiotikaresistenten Bakterien gilt: *Streptococcus pneumoniae*, auch Pneumokokkus genannt. Es bewohnt alle Menschen immer mal wieder, aber verursacht nur manchmal Krankheiten – es ist pathogen. Es führt zu Mittelohrentzündung (wer kennt das nicht bei Kindern?), Lungenentzündung und Nasennebenhöhlenentzündung (Sinusitis). Vor allem im Fall von Hirnhautentzündung (Meningitis) stellen antibiotikaresistente Stämme ein Problem dar, da durch die Bluthirnschranke Medikamente schlechter an den Ort gelangen, wo sie wirken

sollen – nämlich in das Gehirn. Vor der Verwendung von Penicillin, dem ersten Antibiotikum, das seit den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts auf dem Markt ist, galten Pneumokokken bis Ende der 70er Jahre als perfekt penicillin-sensitiv. Seit dieser Zeit ist weltweit ein enormer Anstieg von penicillin-resistenten Stämmen zu beobachten, wobei sowohl der Anteil resistenter Stämme steigt, als auch das Resistenzniveau. Resistenz wird definiert über die Konzentration eines Antibiotikums, die das Wachstum der Bakterien hemmt und die als minimale Hemmkonzentration (MHK) bezeichnet wird. Mein Projekt befasst sich mit der Ausbreitung resistenter Pneumokokken und dem Mechanismus der Penicillinresistenz. Ein Anliegen war darüber hinaus die Mikrobiologie möglichst vielen verständlich zu machen – was ich auch hier versuchen will. Den Fellows des Krupp-Kollegs, von denen die meisten nicht-naturwissenschaftliche Projekte bearbeiteten und keiner ein biologisches, sei an dieser Stelle gedankt für ihr Interesse und viele anregende Diskussionen.

Im Folgenden werde ich zunächst das Bakterium *Streptococcus pneumoniae* vorstellen und auf die Ausbreitung resistenter Stämme eingehen. Der übliche Resistenzmechanismus wird dann erläutert und die Komponenten, die



**Professor em. Dr. Regine Hakenbeck**  
war von Oktober 2013 bis  
September 2014 Alfred Krupp  
Senior Fellow. Sie war  
Professorin für Mikrobiologie  
an der Technischen Universität  
Kaiserslautern.

Regine Hakenbeck studierte Mikrobiologie, Biochemie, Organische Chemie und Genetik an der Universität Tübingen, bevor sie 1976 an der Freien Universität Berlin promovierte und sich dort auch 1985 habilitierte. Von 1997 bis 2013 war sie Professor für Mikrobiologie an der Technischen Universität Kaiserslautern. Sie ist Gründungsdirektorin des Nano+Bio Centers (2002) und Mitglied

des Wissenschaftlichen Beirats des Robert-Koch-Instituts Berlin sowie der Zentralen Kommission für Biologische Sicherheit. Ihre Forschungsinteressen konzentrieren sich auf die Evolution und Mechanismen der Penicillinresistenz bei *Streptococcus pneumoniae* sowie auf die Genomforschung von Streptokokken.

Kurzvita

### » Evolution von *Streptococcus pneumoniae*

Das Bakterium *Streptococcus pneumoniae* gilt als Paradigma für die rasante Evolution von Antibiotikaresistenzen in human-pathogenen Bakterien während der letzten Jahrzehnte weltweit. Um möglicherweise neue Strategien zu entwickeln, wie wir resistente Bakterien bekämpfen können, müssen wir verstehen welche Mechanismen der Resistenz zu Grunde liegen. In dem speziellen Fall der Penicillinresistenz wird diese in *S. pneumoniae* vor allem durch Modifikation der Penicillin-bindenden Proteine vermittelt, den Targetenzymen für diese Antibiotika. Diese Veränderungen sind das Resultat von Gentransfer zwischen verschiedenen Bakterienarten, die Fähigkeit DNA aufzunehmen und

in das Genom zu integrieren ist somit ausschlaggebend. Wesentliche Partner für diese genetische Kommunikation sind nahe verwandte Streptokokken, die harmlose Besiedler der Mundschleimhäute sind. Die Proteine, die für die Penicillinresistenz verantwortlich sind, spielen eine wichtige Rolle für die Morphogenese eines Bakteriums, sie sind an der Synthese der Bakterienzellwand beteiligt und sind wesentlicher Bestandteil des Zellteilungsapparates. Ein Vergleich der Genome von *S. pneumoniae* mit einem harmlosen Verwandten gibt erste Aufschlüsse über die Komponenten, die für die Pathogenität von Pneumokokken verantwortlich sind.

Fellow-Projekt

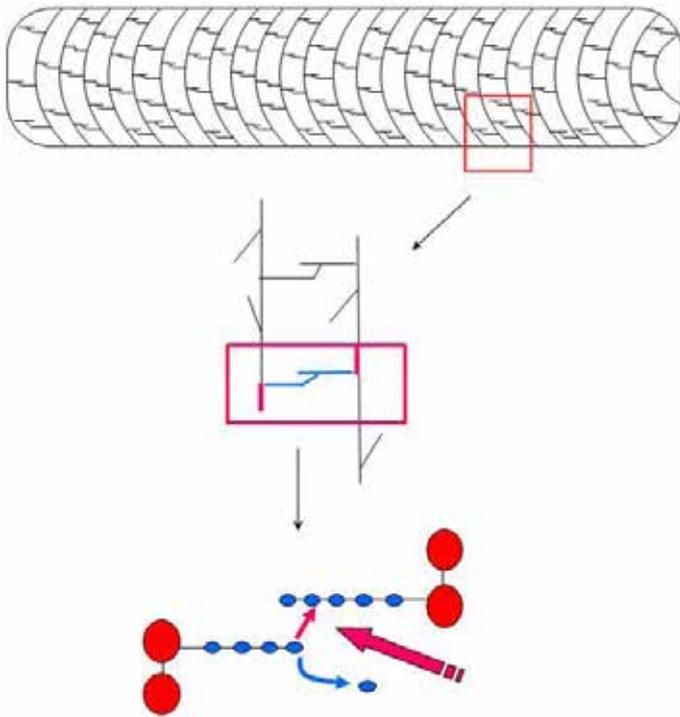


Abb. 1: Die Bakterienzellwand enthält ein riesiges Molekül, das die gesamte Zelle umhüllt: das Murein (oben). Es wird aus Untereinheiten geknüpft, die aus zwei Zuckern bestehen (rote Ovale), an denen ein Peptid angehängt ist; das Peptid besteht aus Aminosäuren (blaue Kreise). Die Verbindung zweier Peptide wird durch ein Enzym katalysiert, das durch Penicillin gehemmt werden kann. Dieses ist die entscheidende penicillin-empfindliche Reaktion in Bakterien.

daran beteiligt sind, werden vorgestellt. Auch wenn wir resistente Pneumokokken im Labor züchten können, sieht die Welt außerhalb des Labors anders aus. Dort stehlen Pneumokokken die Resistenz von anderen Bakterien – sie sind genetische Diebe und hervorragend ausgestattet, um dies zu bewerkstelligen. Diese anderen Bakterien sind die nächsten Verwandten der Pneumokokken, die in der Regel keine Krankheiten verursachen, sondern friedlich mit dem Menschen koexistieren. Bei einer so engen Verwandtschaft stellt sich die Frage, warum der eine pathogen ist, der andere aber

nicht. Dafür sind Analysen des Genoms der Bakterien notwendig, auf die ich zum Schluss eingehen werde.

### Die Ausbreitung resistenter Pneumokokken

Wie am Anfang erwähnt breiten sich seit Ende der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts penicillin-resistente Pneumokokken weltweit aus. Die ersten resistenten Stämme wurden nicht in den Industrieländern beobachtet, sondern es waren Berichte über Isolate aus Papua-Neuguinea und Südafrika, die dieses Phänomen zuerst beschrieben. Seit den 80er Jahren folgten europäische Länder wie Spanien und Frankreich und inzwischen haben sich resistente Stämme über alle Kontinente und über alle Länder ausgebreitet, in denen solche Analysen erhoben werden. Zahlen von über 80% sind dabei keine Seltenheit. Wie kam es dazu? Der einzige sichere Parameter, den man in Zusammenhang mit der Resistenzrate identifizieren konnte, ist die falsche Einnahme von Antibiotika z.B. bei Viruserkrankungen, bei denen sie nicht helfen, sowie der insgesamt zu häufige Verbrauch inklusive den gewaltigen Mengen, die bei der Tierhaltung eingesetzt werden. Man versucht inzwischen, über Impfstoffe gegen Pneumokokken die Krankheiten zu bekämpfen. Das Problem ist allerdings, dass Pneumokokken in vielen Varianten vorkommen, und die Impfstoffe nur einen Teil davon abdecken, nämlich die, die am häufigsten vorkommen. Das bedeutet, dass neue Varianten häufiger werden, wird der Impfstoff flächendeckend eingesetzt, wie es inzwischen in vielen Ländern üblich ist.

### Der Mechanismus der Penicillinresistenz

Penicillin und verwandte Antibiotika, die als Beta-Lactame eine eigene Substanzklasse darstellen, wirken ausschließlich auf Prozesse, die in Bakterien vorkommen. Sie inhibieren spezielle Proteine, die an der Bildung eines

besonderen Moleküls der Bakterienzellwand beteiligt sind, dem Murein. Eine schematische Ansicht des Mureins ist in Abb. 1 zu sehen. Man kann sich vorstellen, dass das Murein wie ein Strickstrumpf die Zelle umgibt und ihre Form widerspiegelt.

Die Enzyme, die an dem Stricken des Mureins beteiligt sind, können durch Penicillin gehemmt werden. Werden Bakterien also mit Penicillin behandelt, funktionieren diese Proteine nicht mehr und so entstehen ‚Löcher‘ im Murein. Das Bakterium löst sich auf und stirbt. Diese Enzyme binden das Penicillin in dem Bereich, der für ihre Funktion verantwortlich ist, und sind somit blockiert. Sie werden daher auch als Penicillin-bindende Proteine (PBP) bezeichnet.

Das allmähliche Ansteigen dieser Resistenz, also der MHK, von wenigen Mikrogramm pro Milliliter ( $\mu\text{g/ml}$ ) bis auf über 20 Milligramm pro Milliliter ( $\text{mg/ml}$ ), also auf über das Tausendfache, lässt auf einen komplizierten Mechanismus schließen. Bei resistenten Bakterien sind PBP so verändert, dass sie von Penicillin nicht mehr gehemmt werden, und mindestens drei PBP sind an der Resistenz beteiligt. Sie arbeiten also weiter auch in Gegenwart des Antibiotikums, das Murein in der Zellwand bleibt ausreichend intakt. Wie können sich PBP verändern, damit diese Blockade, diese Hemmung nicht mehr stattfinden kann?

Veränderungen in Proteinen werden durch Mutationen verursacht, also Veränderungen in dem Gen, das für das entsprechende Protein kodiert. Um die Proteinveränderungen zu identifizieren, ist es das Einfachste, das entsprechende Gen zu analysieren, es zu sequenzieren. Die Gensequenz ist vergleichbar mit einer Buchstabenfolge in einem Wort, wobei ein Gen nur aus vier verschiedenen ‚Buchstaben‘ besteht; Moleküle, die als Nukleotide

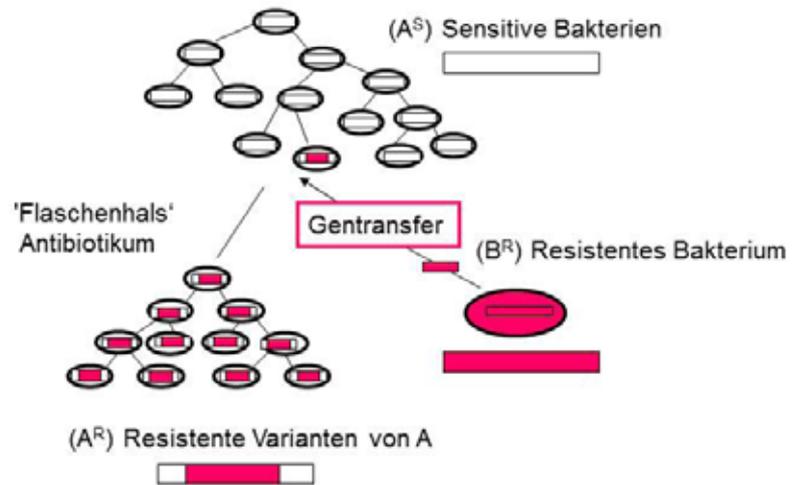


Abb. 2: Gentransfer ist verantwortlich für die Evolution neuer Bakterienvarianten. Bakterien teilen sich (Ovale); ihr Genom ist schematisch durch einen Block dargestellt. *Streptococcus pneumoniae* (A; weiß) kann Gene von anderen Bakterien (B; rot) aufnehmen über Gentransfer, was zu einem ‚gemischten‘ Gen von weißen und roten Bestandteilen führt – man spricht dann von einem Mosaikgen. Sind diese Gene zufällig für Penicillinresistenz verantwortlich, können in Gegenwart von Antibiotikum nur die Bakterien überleben, die dieses Gen aufgenommen haben (A<sup>R</sup>).

(nt) bezeichnet und mit A, T, G und C abgekürzt werden. Ein durchschnittliches Gen ist ungefähr 1000 nt lang, kann aber auch deutlich kürzer oder länger sein. Die Gene, die an der Penicillinresistenz beteiligt sind, bestehen aus ungefähr 2000 nt – der Gensequenz. Lesen kann man diese Sequenzen mittels relativ aufwändiger biochemischer Verfahren. Sie können dann mit einer Reihe von Computerprogrammen analysiert und mit anderen Genen verglichen werden, um die Mutationen zu entdecken.

Vergleicht man nun die Gene, die für die Penicillinresistenz verantwortlich sind, in resistenten Stämmen mit denen sensitiver Stämmen sieht man Erstaunliches. Gene resistenter

Stämme enthalten Bereiche, die in ihrer Sequenz sehr verändert sind, so sehr, dass man das nicht durch die Ansammlung einzelner Mutationen erklären kann. Man geht daher davon aus, dass diese Genbereiche von anderen Bakterienarten stammen. Diese fremden Gene sind nicht zusätzlich da, sondern werden gegen einen entsprechenden Teil ausgetauscht – man spricht von einem ‚Mosaikgen‘. Die Verwandtschaft der Bakterien, die mit ihren Genen kommunizieren können, ist so nahe, dass dieser Austausch im Wesentlichen zu keinen Beeinträchtigungen bezüglich der Funktion der Genprodukte führt. Diese Hypothese konnte inzwischen durch mehrere Befunde bestätigt werden. Zuerst konnten wir solche ‚Fremdbereiche‘, die in Abb. 2 rot dargestellt sind, in nahe verwandten Streptokokken auffinden. Ein Problem war allerdings, dass auch diese Streptokokken genauso wie Pneumokokken sehr penicillin-sensitiv sind. Also musste man annehmen, dass die Resistenz sich zuerst in den Streptokokken entwickelt hat. Das hat wohl damit zu tun, dass sie uns das Leben lang begleiten: sie gehören zu einer gesunden Mundflora und wir sind tatsächlich auf sie angewiesen. Diese Bakterien haben sich ihrem Wirt angepasst, man braucht sich gegenseitig. Allerdings bekommen sie alle Antibiotikatherapien ab, die wir durchmachen, was dazu führt, dass zufällig entstandene resistente Varianten immer häufiger vorzufinden sind. Im Gegensatz dazu bleiben Pneumokokken nur einige Woche in einem Menschen, und haben keine Zeit, selber solche hohen Resistenzen zu entwickeln. Für sie ist es einfacher, auf das zurückzugreifen, was ihnen durch ihre Verwandten bereitgestellt wird: Gene, die Resistenz vermitteln. Es spricht einiges für diese Vorstellung. Erstens ist in Ländern, die einen hohen Anteil resistenter Pneumokokken haben, das Resistenzniveau bei den Streptokokken noch höher als bei den Pneumokokken. Zweitens sind die Mosaikblöcke, die wir in den

Genen resistenter Pneumokokken finden, immer nur ein Teil der Gene, die auch in den resistenten Streptokokken vorkommen.

Natürlich wollen wir mehr über diese PBP erfahren, die an der Penicillinresistenz beteiligt sind: welche Veränderungen sind wirklich relevant für die Resistenz? Können wir Substanzen entwickeln, die die Funktion solcher veränderter Proteine hemmen, und damit neue Wirkstoffe entwickeln? Haben resistente Stämme Nachteile durch ihre veränderten Proteine? Was machen PBP in dem Bakterium – sie sind ja sicher nicht dafür entwickelt worden mit Penicillin zu reagieren? Diese Fragen machen deutlich, dass wir die sogenannte angewandte Forschung nie ohne Grundlagenforschung betreiben können. Besonders die letzte Frage – Was machen PBP in den Bakterien? – bringt uns auf ein grundlegendes Problem in der Biologie: wie können Bakterien, Zellen, die sich verdoppeln, dann teilen, sodass beide Hälften wieder eine neue Zelle ergeben?

Wie oben beschrieben sind PBP an der Synthese des Mureins beteiligt, das der Bakterienzelle ihre Form und ihre Stabilität verleiht. Ein Bakterium teilt sich in der Regel, nachdem es länger geworden ist und sich alles Notwendige für das Überleben verdoppelt hat. Dann schnürt es sich in der Mitte ein, so dass zwei Zellen entstehen. Das Murein muss also in dieser ‚Teilungsphase‘ so synthetisiert werden, dass in der Mitte etwas Besonderes passiert, was sich unterscheidet von dem, was beim Längenwachstum passiert. Welche Proteine sind an der Zellteilung beteiligt? Tatsächlich kann man Proteine mit fluoreszierenden Farbstoffen markieren und ihre Lokalisation mikroskopisch sichtbar machen. Wir haben das mit einem der PBP gemacht, das besonders wichtig für die Resistenzentwicklung ist, das PBP2x. Es ist ausschließlich an der Teilungszone zu sehen (Abb. 3), ist also Bestand-

teil der Maschinerie, die für die Zellteilung verantwortlich ist. Wir haben ein Puzzlestück in der Beschreibung des Lebens eines Bakteriums hinzugefügt. Wann wir verstehen, wie ein so komplexer Ablauf wie die Zellteilung funktioniert, bleibt abzuwarten.

Wir wissen inzwischen, dass veränderte PBP, die in resistenten Stämmen vorkommen, nicht optimal funktionieren. Um dennoch Zellwachstum und -teilung zu garantieren, müssen in resistenten Stämmen Kontrollmechanismen induziert werden. Wir haben in unserem Labor einige solcher ‚Kontrollgene‘ identifizieren können. Um zu verstehen, wie diese Kontrollmechanismen funktionieren, wollen wir herausfinden, welche Proteine in resistenten gegenüber sensitiven Stämmen in unterschiedlichen Mengen vorhanden sind. Solche Analysen, in denen alle Proteine einer Bakterienzelle erfasst werden, können in der Abteilung Mikrobiologie der Universität Greifswald realisiert werden. Erste Versuche dazu wurden in einem Kooperationsprojekt durchgeführt und wir hoffen im nächsten Jahr weitere Ergebnisse erhalten zu können.

**Pathogen oder nicht pathogen: was aus Genomen gelesen werden kann**

Wenn verschiedene Bakterien ihre Gene austauschen, wie kommt es dann, dass sie immer noch als eine Art beschrieben werden können und sich nicht vollständig durchmischen? Und was macht das Besondere der einen Art aus, was die andere nicht hat? Im Vergleich zu den nächsten Verwandten des potentiell pathogenen Bakteriums *S. pneumoniae* und seinem Verwandten *S. mitis*, der in der Regel keine Krankheiten verursacht, haben wir versucht das durch einen Vergleich ihrer Genome, also ihrer gesamten Gene, herauszufinden. Beide Arten sind etwas über zwei Millionen Nukleotide groß, was etwas über zweitausend Genen entspricht. Im Vergleich dazu ist das

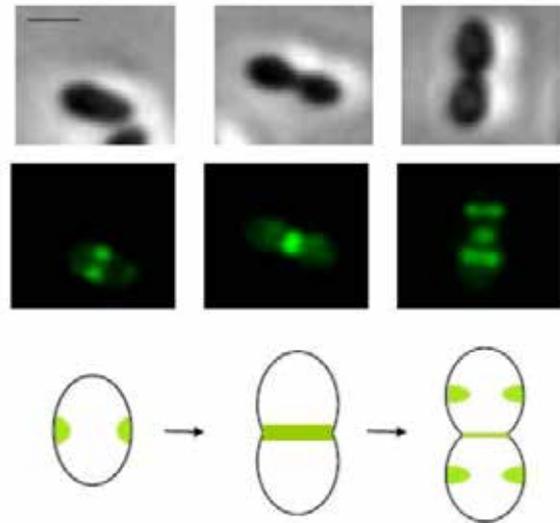


Abb. 3: Das Protein PBP2x ist an der Teilungszone eines Bakteriums lokalisiert. In einer wachsenden Kultur von Pneumokokken kann man Zellen in verschiedenen Stadien beobachten: kleine Zellen, solche die länger werden, und solche die sich teilen (obere Reihe). Das PBP2x ist mit einem grünen Fluoreszenzfarbstoff markiert, das man mit einem Fluoreszenzmikroskop sichtbar machen kann (zweite Reihe). Unten ist die Lokalisierung schematisch vereinfacht dargestellt. Während der Teilung ist alles Protein im Zentrum der Zelle, am Teilungsseptum, vorhanden. Sobald die Zelle sich geteilt hat beginnt das Protein an die zukünftige Teilungszone zu wandern.

Genom des Menschen, also alle Chromosomen zusammen, etwas über drei Milliarden nt groß und umfasst ca. 23.000 Gene. Anfang und Ende von Genen sind durch bestimmte Sequenzen definiert; sie können somit über verschiedene Programme über den Computer identifiziert und mit denen anderer Organismen verglichen werden. Für mich sind die Methoden, die dabei verwendet werden, immer noch faszinierend. Als ich studierte, existierte das Wort ‚DNA-Sequenzieren‘ noch nicht, die Möglichkeit das zu tun, war eine phantastische Utopie. Wir haben Anfang dieses Jahrhunderts im Rahmen von BMBF-Projekten das erste Genom von *S. mitis* sequenziert, ein

ungeheuer kostenaufwändiges Unterfangen, das sich über Jahre erstreckte. Heute können Genome von Bakterien für unter 1000 € in wenigen Stunden sequenziert werden. Neue Technologien werden derzeit entwickelt, mit denen ein einziger DNA-Strang kontinuierlich ‚gelesen‘ werden kann, das Genom eines Bakteriums also mühelos entziffert werden kann. Schon jetzt werden enorme Datenmengen produziert und das Entscheidende, um biologisch relevante Details daraus zu extrahieren, ist vor allem die bioinformatische Aufarbeitung der Sequenzdaten.

Bei einem Vergleich von *S. pneumoniae* und *S. mitis* fällt auf, dass in ihren Genomen trotz ihrer nahen Verwandtschaft nur ein Teil der Gene, etwas über 50 %, bei beiden Arten vorkommt. Der Rest setzt sich aus Genen zusammen, die in manchen Bakterien einer Art, oder auch in beiden, vorkommen, aber eben nicht in allen (bei höheren Organismen sieht das völlig anders aus: das menschliche Genom unterscheidet sich von dem des Schimpansen nur in bis zu 5 %!). Diese Variabilität bei den Bakterien ist ein Zeichen dafür, dass Gene und ganze Gengruppen übertragen werden können, so wie es bei den Genen passiert ist, die

für die Penicillinresistenz wichtig sind. Zum anderen gibt es Gene, die nur in einer Art vorkommen, in der anderen aber nicht. Bisher finden wir bei Pneumokokken ca. 150 Gene, die nicht in *S. mitis* vorhanden sind. Diese Zahlen beruhen auf dem Vergleich von nur wenigen Genomen und mit steigender Zahl der Daten wird sich diese Zahl natürlich noch verringern. Unter diesen Genen sind solche, die als ‚Virulenzfaktor‘ schon lange bekannt sind, die also wichtig sind, um den Wirt krank zu machen. Warum sich diese nur in den Pneumokokken gehalten haben, wird derzeit heftig diskutiert. Es ist möglich, dass die besondere Nische – der hintere Nasen-Rachenraum –, in der Pneumokokken vorkommen, einen wesentlichen Faktor für die Evolution dieses Bakteriums darstellt. Wahrscheinlich ist es, dass erst mit der Evolution des Menschen sich die Variabilität dieses Bakteriums so entwickelt hat, wie sie uns heute bekannt ist. Immerhin hat das Bakterium es geschafft, sich so mit uns zu arrangieren, dass wir in der Regel gut mit ihm leben können, wobei seine genetische Kommunikationsfähigkeit einen wichtigen Beitrag dafür geleistet hat. Halten wir fest: Kommunikation ist Evolution.

- Hakenbeck, R.: Discovery of  $\beta$ -lactam-resistant variants in diverse pneumococcal populations. *Genome Medicine* 6:72. 2014.
- Schweizer, I.; Peters, K.; Stahlmann, C.; Hakenbeck, R.; Denapaite, D.: Penicillin-binding protein 2x of *Streptococcus pneumoniae*: The mutation Ala707Asp within the C-terminal PASTA2 domain leads to destabilization. *Microb. Drug Resist.* 20:250-257. 2014.
- Engel, H.; Mika, M.; Denapaite, D.; Hakenbeck, R.; Mühlemann, K.; Heller, M.; Hathaway, L. J.; Hilty, M.: A low-affinity penicillin-binding protein 2x variant is required for heteroresistance in *Streptococcus pneumoniae*. *Antimicrob. Agents Chemother.* 58:3934-3941. 2014.
- Peters, K.; Schweizer, I.; Beilharz, K.; Stahlmann, C.; Veening, J. W.; Hakenbeck, R.; Denapaite, D.: *Streptococcus pneumoniae* PBP2x mid-cell localization requires the C-terminal PASTA domains and is essential for cell shape maintenance. *Mol Microbiol.* 92:733-755. 2014.
- Hakenbeck, R.; Mitchell, T.; Tettelin, H.; Denapaite, D.; Schähle, Y.; Chancey, S. : Genomics, genetic variation and regions of differences. In: *Streptococcus pneumoniae: Molecular mechanisms of host-pathogen interactions*. Eds.: Orihuela, C., Hammerschmidt, S. and Brown, J.. In press.

# Marmorne Hosen und Hemden aus Tau

## Von passenden und unpassenden Dingen

### Projektbericht

„Das Märchen ist keine wilde Zaubergeschichte, in der jedem alles möglich ist“, beginnt der Literaturwissenschaftler Max Lüthi sein Buch zum *europäischen Volksmärchen* aus dem Jahr 1947 und weist damit einer konzentrierten und in sich komplexen Lesart des Märchens die Richtung. Denn Märchen sind keineswegs so eingängig, wie es das Vorurteil will; vielmehr greifen in ihnen allerlei Unmöglichkeiten, Beschränkungen und Diskrepanzen, die auf einer asymmetrischen Anlage von Wunsch und Erfüllung, von unzuverlässigem Zauberutensil und Zweck und nicht zuletzt von Wortaufwand und Dingbestand beruhen. Nicht immer passen Dinge und Situationen so aufeinander wie in dem Märchen *Mit schönen Kleidern lässt sich so Manches erreichen*, wo sich ein Hemd aus Tau und eine Unterhose aus Marmor „wie angegossen“ an den Körper einer Kaisertochter schmiegen, oft führen die Dinge – so die meinem Vorhaben zum Märchenprojekt der Brüder Grimm zugrunde liegende These – aufgrund unvollständiger Überlieferungen ein gleichsam sinnfreies Dasein bar jeder Funktion.

Eine reichhaltige literarische Quelle dinglichen Nicht-Sinns findet sich in der an Clemens Brentano adressierten, handschriftlichen Erstfassung der *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm aus dem Jahr 1810, in der

sich die sammelnden Brüder formal zur Unge-schliffenheit der noch fragmentarischen Texte und inhaltlich zu dem in Teilen unausgeführten Verhältnis von Mensch und Ding, Ding und Materialität, Sinn und Zauber bekennen. Der hier fehlende Sinnzusammenhang mancher Märchen bleibt, wenn auch weniger verstörend, auch in der Erstausgabe der *Kinder- und Hausmärchen* aus dem Jahr 1812 erhalten, die ebenfalls mitunter lückenhafte und in sich wenig kongruente Fassungen versammelt und mit den bearbeiteten, Ungereimtheiten glättenden späteren Ausgaben nicht viel gemein hat. Daher wird diese Sammlung zu Beginn ihrer Rezeption auch als „lumpicht“ oder gar verwahrlost beschrieben (so durch Achim von Arnim, dem *spiritus rector* der Grimm'schen Märchensammlung, in einem Brief aus dem Jahr 1813), und die germanistische Forschung nennt sie nahezu einhellig sperrig und karg. Deutlicher als in ihren später gebändigten Versionen schlägt hier etwas Unheimliches, Vertracktes und Verrücktes durch, das das Verhältnis zwischen Ding und Mensch als ein ungeklärtes erscheinen lässt.

### Ungefüge Materialität – der Rahmen des Projekts

Wenn sich, wie in dem Märchenfragment *Der Herr Gevatter*, Fische selber backen und fertig

Privatdozentin Dr. Mona Körte war von Oktober 2013 bis September 2014 Alfried Krupp Junior Fellow. Sie ist Privatdozentin am Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte der Technischen Universität Berlin.



Privatdozentin Dr. Mona Körte forscht zum „Gesicht als Artefakt in Dantes *Divina Commedia*“ am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin. Nach ihrer Promotion mit einer Arbeit zur Figur des Ewigen Juden in der europäischen Literatur habilitierte sie sich 2009 mit einer Studie zu Formen der Schriftvernichtung in der Literatur der Neuzeit. Sie lehrte an unterschiedlichen Einrichtungen im In- und Ausland und vertrat

2011 die W3-Professur für Neuere Deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft an der TU Chemnitz. Neben der deutsch-jüdischen Literatur der Moderne gehören die Epistemologie der Dinge und des Sammelns, die Materialität der Schrift sowie Exil und Mehrsprachigkeit im 20. und 21. Jahrhundert zu ihren Forschungsschwerpunkten. Seit 2010 ist sie Mitglied im DFG-Netzwerk „Sprachen des Sammelns“.

Kurzvita

### »Ver-rückte Dinge. Objekte zwischen Eigen- und Unsinn in Märchentexten um 1800

Das 19. Jahrhundert wird gerne als das Säkkulum der Dinge bezeichnet, weil sich in ihm der soziale und kulturelle Eigensinn der Dinge auf eine spezifische Weise Geltung verschafft. Dabei reflektiert insbesondere die Literatur den Zusammenhang von Mensch und Ding als eine ‚undurchschaubare Beziehungsgeschichte‘. Jacob und Wilhelm Grimms *Kinder- und Hausmärchen* (1810–1856) bilden hierfür eine reichhaltige Quelle, weil sich in ihnen ein dinglicher Eigensinn auch als Un- bzw. Nicht-Sinn manifestiert. Konkret heißt dies, dass die selbstmächtig agierenden Objekte nicht in der Funktion von magischen ‚Helfern‘ aufgehen, sondern sich geradezu störend auf das Erzählgeschehen auswirken. Dies gilt insbesondere für die Textgestalt der handschriftlichen Urfassung von 1810, die vergleichsweise karg und fragmentarisch ausfällt. Hier nämlich transportieren überwiegend kleine, oft häusli-

che Dinge – so die These der geplanten Monografie – gleich auf mehreren Ebenen Problemstellungen, die nicht allein die Poetik der Texte, sondern bereits die Ebene der Überlieferung und des Edierens tangieren. Aus übergeordneter poetologischer Perspektive werden Fragen nach einer Teilhabe der Dinge an einer ‚Poetik des Un-Zusammenhangs‘ erörtert. Finden sich in den oft inkohärenten Erstfassungen der Märchen Indikatoren für einen intentionalen Un-Sinn der Dinge? Oder ist dieser Nicht-Sinn womöglich ein Symptom philologischer Sorgfalt, der die Grimm'sche Rhetorik einer ihre Sammlung beschreibenden Transformationsleistung mündlicher Märchen in Schriftform stützt? So verstanden wäre der Un-Sinn zwar keine positive, aber doch eine philologisch notwendige Kategorie, die auch dem Unzusammenhängenden und Unverständlichen ein Überleben sichert.

Fellow-Projekt

auf den Teller springen oder der Eimer eigenmächtig Wasser bringt, kleine Dinge wie sprechende Bratwürste, Näh- und Stopfnadeln, Schaufel und Besen in die Position der Protagonisten drängen, die Utensilien sich also als ohne den Menschen tätige Dinge offenbaren, verweisen sie auf die Notwendigkeit einer näheren Befragung. Die Lektüre von ‚Dingmärchen‘ wie *Blutwurst* und *Herr Korbes* aus der Sammlung der Brüder Grimm lässt eine solche Befragung umso dringlicher erscheinen, denn diese Erzählungen setzen aufgrund der durch die Zusammenrottung der Dinge verursachten ‚sinnlosen‘ Gewalt – man könnte auch sagen aufgrund der Mordlust der Dinge – Erklärungen, Motive und Ursache-Wirkungszusammenhänge gänzlich außer Kraft.

Angesichts der reichhaltigen Forschung zu Dingkultur und Sammeln (vor allem der Romantik und des poetischen Realismus) fällt allerdings auf, dass speziell Märchendinge, zumal in ihrer Widerständigkeit und Störkraft, bislang kein Erkenntnisinteresse darstellen. Stattdessen gerieten sie bisher lediglich in ihrer Fülle, Vielfalt und Abhängigkeit in den Blick: Im Motivregister des *Lexikons der Zaubermärchen* von Walter Scherf werden die verschiedenen Märchendinge gelistet, doch fehlen dort ausgerechnet die störrischen oder der Handlung als blinde Motive nicht einzuverleibende Dinge wie z. B. die Feder oder der Brief. Als Bedeutungsträger erhalten Dinge auch einen Eintrag in der *Enzyklopädie des Märchens* (Stichwort „Dingbedeutung, -beseelung“). Dort werden sie zunächst als „Werkzeuge“ eingeführt, deren „besondere Bedeutsamkeit (Wertigkeit, Kraft) [...] auf Gestalt (Sichel, Ring, menschliches oder tierisches Abbild), Stoff (Stein, Pflanze, Knochen) oder Funktion (Maibaum, Gürtel) beruhen“ kann (*Enzyklopädie des Märchens*, 1991). Die Verlebendigung von Gegenständen in Märchen wird als ‚Extremform von Dingen‘ bezeichnet, darin der auffälligen Zeugniskraft des Überrests ähnlich.

Als krafterfüllte Gegenstände werden sie als für die Handlung unentbehrliche „Requisiten“ bezeichnet. In seinem Buch *Das Volksmärchen als Dichtung* (1975) hebt auch Lüthi die uneigentliche Rolle der Dinge hervor, wenn er folgert, dass sie nicht um ihrer selbst willen da seien, sondern den Figuren klar zugeordnet sind. Er akzentuiert jedoch immerhin deren spezifische Materialität, wenn er die Vorliebe des Märchens für Dinge aus zerbrechlichem Glas als ‚äußersten Grad der Materialbeschaffenheit‘ bezeichnet, ohne jedoch damit einen Einspruch in deren utilitäre Funktion zu formulieren. Die detaillierte Beschreibung der Materialbeschaffenheit ist für ihn in erster Linie Indiz der elaborierten Verschriftlichung einer zunächst mündlich tradierten Gattung. Die für die so genannten Volks- und Kunstmärchen ab 1800 charakteristische Vielfalt der Dinge spielt auch in den großen Analysen der symbolischen Form des Märchens nur eine untergeordnete Rolle, ihr Störpotenzial wurde jedoch, wenn überhaupt, bisher als märchentypisches Element einer ohnehin nicht kohärenten Textsorte nur gestreift. In seinem Buch *Die historischen Wurzeln des Zaubermärchens* (1946) moniert Vladimir Propp, der Pionier der strukturalistischen Märchenanalyse, immerhin das Fehlen einer diskursiven Annäherung an Zaubergegenstände, das gerade in der bloßen Auflistung ihrer Fülle deutlich wird: Er nennt die Zahl der Zaubergegenstände im Märchen so groß, dass ihre rein deskriptive Behandlung zu keinen Resultaten führt und ihre bloße Klassifikation und Listung keinen Schlüssel zu ihrem Verständnis liefere.

### **Märchendinge als Telling Objects – die Monografie**

Die am Kolleg in Greifswald begonnene Monografie skizziert in einzelnen Kapiteln und auf der Folie europäischer Märchenvorläufer und mit Ausflügen zu den ‚Dingmärchen‘ Hans Christian Andersens, inwiefern die Dinge in

den verschiedenen Fassungen der *Kinder- und Hausmärchen* auf mehreren Ebenen und auf der ganzen Skala zwischen Sinn und Nicht-Sinn wirksam werden: auf der motivischen, erzähltechnischen und poetologischen Ebene. Dabei versteht sie sich sowohl als Beitrag zu einer literarischen Epistemologie der Dinge als auch zur Märchenforschung des 19. Jahrhunderts sowie zur philologischen Praxis des Sammelns um 1800. Konkret wird in ihr nach dem Einsatz der *Kinder- und Hausmärchen* für eine Literaturgeschichte der Dinge im 19. Jahrhundert gefragt, ein Jahrhundert, das mit einem Wort von Hartmut Böhme als Säkulum der Dinge gelten kann. Der Forschungsansatz verbindet Erkenntnisse aus der Europäischen Ethnologie, der Material Culture, den Thing Studies und der Literatur- und Kulturwissenschaft.

In einem ersten Kapitel galt es, Märchen als einen Hort ungefügiger Objekte genauer in Augenschein zu nehmen und die unterschiedliche Qualität ihrer Tücken zu bestimmen: So liegt die Tücke einmal in der Materialbeschaffenheit, etwa wenn der Protagonist in *Die beiden Königskinder* einen ganzen Wald mit einer gläsernen Axt und einem gläsernen Keil abholzen soll, ein andermal in der Dimensionierung der Objekte, wenn, wie im Märchen *Allerleirauh*, reichbestickte Kleider in Nusschalen verstaut werden, oder Wilhelm Hauffs kleiner Muck in viel zu großen Pantoffeln durchs Leben läuft. Dabei machen die Größe und die Proportion, die Fragilität ebenso wie die materielle Ungeeignetheit der Dinge eines ganz und gar klar: Eine spezifische Kraft gewinnen Dinge wie Axt, Nuss und Schuh gerade in der Überwindung ihrer Substanz. Und: Wo die Materialität des Dings nicht zu seiner Funktion passt, realisiert sich der Zauber mitunter in der (ungewollten) Zerstörung eines Wunderdings. Ganz unabhängig von Alter und nationaler oder europäischer Ausrichtung nutzt das Märchen dabei das alte Muster



Abb. 1: José Brunner (Hg.): *Erzählte Dinge. Mensch-Objekt-Beziehungen in der deutschen Literatur* Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte Universität Tel Aviv (Hg. von Galili Shahar); Bd. 32, Göttingen: Wallstein 2014

magischer Dingbelebung. Die Dinge entfalten ihre helfende oder auch zerstörerische Kraft über den sinnlichen Kontakt mit ihnen, durch Reibung, über das Tragen, durch die erlaubte oder unerlaubte Verwendung. Ihr zauberischer Gebrauch wird zufällig entdeckt oder kraft eines Dritten vermittelt.

Die Sondierung des Fundus an tückischen, ungefügigen Dingen ergab, dass die Dinge nicht in der Eigenschaft als belebte ‚Helfer‘ oder Zaubergaben aufgehen, sondern ihre



Abb. 2: Henrik Schrat: Grimms Reise, Wolfsburg, VW Autostadt, 2011. Mit Genehmigung des Künstlers.

Tücken auch auf poetologischer Ebene entfalten. Wilhelm Hauffs Märchen vom *kleinen Muck* kann verdeutlichen, wie sie sich auf die Erzählökonomie auswirken: Denn nicht nur zieht Mucks „Pantoffelfuhrwerk“ ihn ungefragt durch die Lande und verschafft ihm wie nebenbei unermesslichen Reichtum; mit der Pantoffel kommt die Erzählung überhaupt erst in Gang. Der Erzähler nämlich tritt dem Muck zu Beginn gezielt „von hinten auf die großen Pantoffel“, damit er hinfällt (Wilhelm Hauff, *Die Geschichte von dem kleinen Muck*, 1826). Der Tritt auf die Pantoffel und der am Erzählanfang situierte Sturz initiieren in seine wundersame Geschichte: Ohne zu große Pantoffel kein Erzählen des Wunderbaren, so die erzähltechnische Funktion der Pantoffel in Übergröße.

Die These, dass die Dinge eine Wirkkraft auf unterschiedlichen Ebenen entfalten, trug deutlich zur Konturierung der unsinnig „ausliegenden“ Dinge in den hier besonders inte-

ressierenden Märchenfragmenten der Erstfassung von 1810 bei und strukturierte die auf das erste folgende Kapitel: Weil das Verhältnis von Mensch und Ding oftmals kein relationales ist und der Erzählkontext fehlt, obliegt ihnen hier mitunter anstelle der ihnen zugeordneten Mittlerfunktion eine regelrechte Störfunktion für den Erzählverlauf. Als blinde, ungefügte Motive, die nach allen Richtungen funktionslos bleiben, machen ‚sinnlose‘ Dinge auf Problemstellungen aufmerksam, die die Geschichte der Überlieferung und Aufzeichnung tangieren. Sucht man die Dinge im Märchenprojekt der Brüder Grimm literaturhistorisch zu verorten, so konzentriert sich in ihrem Mangel an Sinn und in ihrer verweigerten Funktion der für die Brüder Grimm typische prekäre Umgang mit meist europäischen und nicht nationalliterarischen Vorläufern. Dieser Sinnmangel, genauer die unerfüllten Sinnerwartungen an die Dinge in Verbindung mit einer mangelnden Erzähllogik, ist es jedoch

gerade, der für den charakteristischen Märchentyp der Grimms verantwortlich ist.

Märchendinge erfüllen hier also in mehrfacher Hinsicht die Funktion von „telling objects“ (nach einem Konzept von Mieke Bal). Sie sprechen – durchaus auch in einem buchstäblichen Sinn und überwinden so ihren Objektstatus, führen ein Eigenleben, wenden sich gegen den Menschen und können darüber hinaus als Marker jener editorischen Aporien dienen, die das Feld der Kohärenzbildung und des Überlieferungstransfers determinieren. So zeigen sie auch misslingende Operationen beim Übertrag oraler Tradierungen in Schriftform an, indizieren die Kontamination verschiedener Fassungen und evozieren durch ihr mitunter sinnfreies Dasein Fragen nach dem Status der Fassung als Fragment oder Ganzes.

Ein übergeordnetes Element der thematisch angelegten Kapitel bildete die Frage, inwiefern die Dinge durch die Störung von Sinnhaftigkeit teilhaben an einer „Poetik des Un-Zusammenhangs“, wie sie Winfried Menninghaus für das Kunstmärchen nach dem Modell des *Der gestiefelte Kater* und *Blaubart* von Ludwig Tieck für das Märchen entwarf. Ganz in dieser Argumentationslinie gilt es, zu bestimmen, wieviel das Projekt der Brüder Grimm von der „hyperbolischen Artistik“ (Menninghaus, *Lob des Unsinnigen*, 1995), der Lust am Un-Sinn, wie sie die frühromantische Poetik eines Tieck oder Novalis freisetzt, erkennen lässt. Finden sich in der kargen, wenig konzisen Textgestalt der Erstfassungen Indikatoren für einen intentionalen Un-Sinn oder gar Hinweise auf die Nobilitierung des Un-Sinns zu einer poetischen Kategorie? Oder präsentiert er sich lediglich als Resultat eines philologisch verantwortbaren Überlieferungsgeschehens? Beantwortet habe ich diese Fragen mit dem Argument, dass der Un- bzw. Nicht-Sinn keine positive, sondern lediglich eine um der Sicherung des Vorhandenen willen philologisch notwendige Kategorie darstellt. In dieser Lesart nimmt die Kategorie



Abb. 2: Henrik Schrat: Ali Baba; Aus der Serie Ali Baba: 3; Sesam öffne Dich, 2009, Laserschnitt, Collage

Un-Sinn die Gestalt eines nicht mehr rekonstruierbaren Sinns an, der, als solcher bewahrt, vielleicht irgendwann neue Konfigurationen bilden oder alte Zusammenhänge wieder zugänglich machen kann.

Lässt sich Literatur in der hier vorliegenden Akzentuierung auch als Schauplatz und Austragungsort einer ungeklärten Beziehungsgeschichte zwischen Mensch und Ding begreifen, so kann ein letzter Ausblick zeigen, dass sich die Genealogie „ver-rückter Dinge“ von den Brüdern Grimm über Friedrich Theodor Visschers Konzept der „Tücke des Objekts“ bis hin zu Franz Kafkas Dingerzählungen (*Blumfeld, ein älterer Junggeselle*, 1915; *Die Sorge des Hausvaters*, 1917) erstreckt. Symptomatisch für diese Genealogie ist die Verhinderung einer klaren Einordnung der Dinge in die Taxonomie des Organischen und des Unorganischen, des Lebendigen und des Toten.

## Kooperationen und Perspektiven

Während meiner äußerst fruchtbaren und intensiven Zeit am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald konnte ich die ersten Kapitel meiner Monografie erarbeiten. Die Teilnahme an den Veranstaltungen des Kollegs, insbesondere an literaturwissenschaftlichen Tagungen von Seiten des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Literaturtheorie, aber auch an denen anderer Philologien wie der Anglistik und Slawistik der Universität Greifswald, wirkte sich produktiv auf mein Projekt aus. Wichtige Impulse gingen von der Präsentation meiner Fellow Lecture und der Konzeption und Durchführung eines interdisziplinären Workshops mit dem Titel „Heimsuchung und Haushaltung. Zur Beweglichkeit

der Dinge in Literatur, Museum und bildender Kunst“ aus. Durch diesen von der Stiftung Alfred Krupp Kolleg Greifswald großzügig geförderten Workshop, an dem sich auch Professor Dr. Hania Siebenpfeiffer, Dr. Elisabetta Mengaldo und Elias Kreuzmair von der Universität Greifswald beteiligten, konnte ich meine Forschung in einem größeren Zusammenhang und im Verein mit Literaturwissenschaftlern, Ausstellungskuratorinnen und Künstlern diskutieren. Ausgehend von einer räumlichen Definition des Dings im Grimm'schen Wörterbuch, durch die es als „urspr. gegnerisch, zu entgegen stehen in der Bedeutung des sich entgegen stellens, entgegen tretens“ begriffen wird (Lemma Ding in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*), wurde gemeinsam über Koordinaten, Praktiken und Schaustellungen von Dingen innerhalb von „Institutionen“ wie der Literatur, der Kunst und dem Museum nachgedacht. Dabei bildete die titelgebende ‚Beweglichkeit der Dinge‘ auch in Hinsicht auf ihre variablen Konzepte und Theorien ein weiteres Bezugsfeld. Aus dem Workshop ergaben sich neben bestehenden weitere Kooperationen: In Planung ist ein Begleitbuch zur musealen Neukonzeption der GRIMMWELT in Kassel durch die an dem Workshop beteiligte Kuratorin Nicola Lepp, in dem ich das Lemma „Unding“ übernehmen werde. Auch habe ich im Januar 2014 auf Einladung der Universität Erfurt im Rahmen der Ringvorlesung „Sammeln – Forschen – Lehren. Von der historischen Sammlung zu einer Sammlungswissenschaft?“ einen Vortrag mit dem Titel „Erzählte Dinge. Nathaniel Hawthornes *A Virtuoso's Collection*“ gehalten und am Folgetag gemeinsam mit Professor Dr. Aleida Assmann eine Veranstaltung zum Film *Die Koffer des Herrn Spalek* moderiert und kommentiert. Danken möchte ich dem Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald auf das Allerherzlichste für die im Rahmen des Fellowships gewährten, idealen Lebens- und Arbeitsbe-



Abb. 4: Internationaler Workshop „Heimsuchung und Haushaltung. Die Beweglichkeit der Dinge in Literatur, Museum und bildender Kunst“, 10. Juli 2014

dingungen, durch die sich die eigenen Texte wieder mehr dem annäherten, was sie sein

sollten: Resultate unabhängigen, kreativen Denkens.

Körte, Mona: Der Un-Sinn der Dinge in Märchentexten um 1800, in: Zeitschrift für Germanistik 22 (2012) 1, S. 57-71. 2012.

Körte, Mona: Übergangsobjekte: Tagebücher zwischen den Sprachen, in: Bischoff, Doerte und Schlör, Joachim (Hg.): Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 31 (2013): Dinge des Exils, München (Richard Boorberg), S. 327-342. 2013.

Körte, Mona: Papier, Schrift und Feuer. Zu einer produktiven Konstellation, in: Lethen, Helmut, Pelz, Annegret und Rohrwasser, Michael (Hg.): Konstellationen des Schreibens, Wien (Vienna University Press), S. 51-66. 2013.

Körte, Mona: Rebmann, Ruben, Weiss, Judith Elisabeth und Weppelmann, Stefan (Hg.): Inventing Faces. Rhetorics of Portraiture from Renaissance to Modernism, Berlin (Deutscher Kunstverlag), S. 175-190. 2013.

Körte, Mona und Reulecke, Anne-Kathrin (Hg.): Mythen des Alltags – Mythologies. Roland Barthes' Klassiker der Kulturwissenschaften, Berlin (Kadmos). 2014.

Körte, Mona: Dinge im Diminutiv. Der Eigensinn des Kleinen in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, in: Brunner, José (Hg.): Die Erfahrung der Dinge: Mensch-Objekt-Beziehungen in der modernen deutschen Literatur, Geschichte und Philosophie, Göttingen (Wallstein) 2014 [im Erscheinen].

Körte, Mona: Dichtungslogiken des Ich. Theoriebildung im Exil bei Käte Hamburger und Margarete Susman, in: Braese Stephan und Weidner, Daniel (Hg.): „Meine Sprache ist Deutsch“. Deutsche Sprachkultur von Juden und die Geisteswissenschaften 1870-1970, Berlin (Kadmos) 2014 [im Druck].

Körte, Mona: Unding, in: Katalog zur GRIMM-WELT in Kassel [erscheint 2015].

Körte, Mona: Gläserne Äxte, Hemden aus Tau. Literarische Epistemologie der Dinge und der Sammlung um 1800 [erscheint 2015].

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Menschen, Herrschaft, Waren

## Importe und Exporte über deutsche Grenzen hinweg

### Projektbericht

In dem Jahr in Greifswald ist ein großer Teil dieser Überblicksdarstellung verfasst worden. Im ersten Hauptkapitel gilt die Aufmerksamkeit der Mobilität von Menschen über die (national-)staatlichen Grenzen hinweg. Aus migrationshistorischer Perspektive wird mit- hin die Entwicklung Deutschlands von einem Auswanderungsland im 19. zu einem Einwanderungsland im 20. Jahrhundert dargestellt. Betont wird, dass die deutsche Geschichte zutiefst geprägt ist von Phänomenen der transgesellschaftlichen Aus- und Einwanderung: politische Strukturen, ökonomische Entwicklungen, soziale Hierarchien und kulturelle Muster sowohl Deutschlands als auch der Länder, in die Deutsche auswanderten, haben umfassende Transformationen durch die vielen Millionen Aus- und Einwanderer erlebt. Konkret werden einzelne Etappen der deutschen Migrationsgeschichte dargestellt: die umfangreiche Auswanderung nach den Amerikas bis ins späte 19. Jahrhundert hinein, der sich dann verstärkende Import von Arbeitskräften vor allem aus Osteuropa, die Erfahrungen der von den Nationalsozialisten ins Exil Getriebenen, die Zwangsarbeit während des sogenannten Dritten Reiches, die Vertreibungen am Ende des Zweiten Weltkrieges, die Einwanderung erst von ‚Gastarbeitern‘ seit den 1950er Jahren, dann zunehmend auch

von Asylsuchenden, Flüchtlingen und Aus-siedlern. Gefragt wird jeweils, wie die Zuwan- derung dieser MigrantInnen die gesellschaft- lichen Hierarchien vor Ort, die wirtschaftliche Entwicklung und die kulturellen Muster des Aufnahmelandes ‚beeinflusste‘, wie die Be- troffenen aber auch ihrerseits Prozesse von Integration, Assimilation, von Ab- und Aus- grenzung erfuhren. Dies bedeutet auch, dass zentrale Aspekte des Kulturtransfers, etwa im Bereich der Alltagskultur, in diesem Kapi- tel mit abgehandelt werden. Fallbeispiele wie jenes der ‚Germanisierung‘ der italienischen Pizza oder des türkischen Döners für deut- sche Konsumenten oder jenes der Aufnahme deutscher Vokabeln und Redewendungen in die Sprachen der Aufnahmeländer deutscher MigrantInnen, exemplifizieren diese Frage- stellung.

Das zweite Hauptkapitel des Buches geht von der Erkenntnis aus, dass die deutsche Ge- schichte des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder auch eine Geschichte des Erobert- und Besetztseins und des Eroberns und Besetzens war und damit eine Geschichte der Herrschaft über Fremde und des Beherrschtseins durch Fremde. Um diese Phänomene zu untersuchen, bietet sich aus globalgeschichtlicher Perspek- tive zunächst die in der Kulturtransfer-For- schung übliche Analyse der Perzeption, Re-

### **Professor Dr. Gabriele Lingelbach**

war von Oktober 2013 bis September 2014 Alfred Krupp Senior Fellow. Sie ist Professorin für Geschichte der Neuzeit an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.



Nach ihrer Promotion im Jahr 2000 arbeitete Gabriele Lingelbach als Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Trier, wo sie 2007 mit einer Monographie zur Geschichte des bundesrepublikanischen Spendenwesens habilitierte. Seit 2013 hat sie den Lehrstuhl für Geschichte der Neuzeit an der Universität Kiel inne. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen: die Migrationsgeschichte,

die Geschichte des Kolonialismus und der wirtschaftlichen Globalisierung sowie der transnationale Kulturtransfer. Außerdem veröffentlicht sie weiterhin in den Bereichen der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, der Philanthropiegeschichte sowie zur Geschichte von Menschen mit Behinderungen – der sogenannten Disability History.

Kurzvita

### **» Globalgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert**

Die Geschichtswissenschaft hat lange Zeit die Nation als die zentrale Einheit ihrer Forschungen begriffen, deren Wandel sich vor allem durch endogene Entwicklungsdynamiken erklären lasse. Seit einiger Zeit stellen VertreterInnen der Globalgeschichte diese Sichtweise aber in Frage: Sie untersuchen trans- oder intergesellschaftliche Kontakte und Verflechtungen sowie daraus resultierende Strukturbildungen. Damit interessieren sie sich, erstens, für die gesellschaftlichen Ursachen und Interessenlagen, die zu Kontaktaufnahmen über nationale Grenzen hinweg führten. Zweitens analysieren sie die Formen und den Ablauf dieser Interaktionen. Drittens untersuchen GlobalhistorikerInnen die gesellschaftlichen Folgen dieses Aufeinandertreffens für die miteinander in Kontakt tretenden Akteure. Sie betrachten mithin die gemeinsamen

Strukturbildungen, die Prozesse von Aneignung aber auch von Abwehr äußerer Einflüsse. Viertens wird der Wandel dieser Beziehungen im Zeitverlauf untersucht und damit die wachsende Verdichtung von Weltzusammenhängen. Die zentrale These der Globalgeschichte besteht mithin in der Annahme, dass sich historischer Wandel nicht mehr allein in den Kategorien innergesellschaftlicher Dynamiken erfassen lasse, sondern in vielen Fällen durch transgesellschaftlichen Kontakt erklärt werden müsse. Das Projekt zielt darauf, diese theoretischen Überlegungen für eine Neukonzeptionierung der deutschen Geschichte fruchtbar zu machen und zwar in Form einer ersten Überblicksdarstellung zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus einer dezidiert globalgeschichtlichen Perspektive.

Fellow-Projekt



Abb. 1: Stereotypisierende Darstellung ‚der Deutschen‘ während des Ersten Weltkrieges durch ein US-amerikanisches Rekrutierungsplakat von 1917/18.



Abb. 2: Einwohner der deutschen Kolonie Samoa werden 1910 in Hagenbecks Tierpark in Hamburg ‚ausgestellt‘.

zeption und Adaption von Strukturen zweier aufeinander treffender Gesellschaften an. So wird am Beispiel der napoleonischen Besetzung Deutschlands des linken Rheinufers im späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts eruiert, wie französisches Recht, französische Verwaltungsstrukturen, französische Stadtplanung, französische Sprachelemente usw. auf dem linken Rheinufer implantiert wurden, inwieweit diese Vorgänge selektiv waren, wie die Rheinländer diese Innovationen befürworteten, ablehnten, sich aneigneten usw. Untersucht wird somit auch, welche deutschen Interessen, Funktionslogiken, Pfadabhängigkeiten zu Hybridisierungsprozessen in diesen genannten Bereichen führten, das heißt, inwieweit die deutschen Besetzten französische Strukturen auch langfristig selektiv übernahmen und ihren eigenen Bedürfnissen so weit anpassen, dass hybride Formationen wie das sogenannte ‚rheinische Recht‘ des frühen 19. Jahrhunderts entstehen konnten. Doch bei dem Unterkapitel ‚Deutsche als fremde Herrscher‘ gerät diese Frage nach der Rezeption und Adaption von ‚fremden‘ Strukturen

an ihre Grenzen. Bereits in den deutschen Kolonien hatte die indigene Bevölkerung wenig Handlungsspielräume, um ihre Interessen, Funktionslogiken etc. ins Spiel zu bringen. Bei der Besetzung Osteuropas durch das nationalsozialistische Deutschland kann angesichts der extremen Machtdifferenzen, der Unterdrückung und des millionenfachen Mordens nicht mehr von solchen Prozessen gegenseitiger Beeinflussung gesprochen werden. Vielmehr werden bei diesen Fallbeispielen fremder Herrschaft politisch induzierte hierarchisierte Interaktionsprozesse erstens dahingehend untersucht, welche Motive und Ursachen expansionsbedingter Fremdherrschaft auszumachen sind und welche Interessen bei welchen sozialen Trägergruppen identifiziert werden können. Zweitens rücken die Interaktionen zwischen den Besatzern und den Besetzten in den Fokus und dabei auch die stereotypen Bilder und Konstruktionen des jeweils ‚Anderen‘ und ‚Fremden‘, seien sie inspiriert von zivilisierungsmissionarischen Ideologemen zu Beginn der kolonialen Expansion oder inspiriert durch biologistische Rassismen im späten 19. Jahrhundert und natürlich während des Nationalsozialismus. Drittens geht es wiederum um die Folgen für die eroberten und besetzten Gebiete, sei es in Hinblick auf die demographischen Strukturen, sei es auf dem Gebiet der Verwaltung und der Wirtschaft, der mentalen Prägungen oder der kulturellen Muster. In beiden Hauptkapiteln sind Zwischenkapitel eingewoben, die sich mit der wirtschaftlichen Globalisierung und folglich mit der Verflechtung der deutschen Unternehmen mit anderen Wirtschaftsregionen auseinandersetzen. Anhand von ausgewählten Fallbeispielen werden das Einwirken makroökonomischer Prozesse wie etwa der wachsenden internationalen Arbeitsteilung oder weltwirtschaftlicher Konjunkturschwankungen auf die regionalen und lokalen ökonomischen Verhältnisse und zugleich die Rückkopplungseffekte der vielen

lokalen Adaptionentscheidungen auf die Makroebene ausgelotet.

In dem knappen Jahr, das ich am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg verbringen durfte, konnte ich etwa 500 Seiten des geplanten Buches schreiben. Damit ist das Manuskript das bedeutende Stück vorangekommen. Dass die Arbeit einen so großen Schritt vorangetrieben werden konnte, habe ich dem Kolleg zu verdanken, denn im heutigen Universitätssystem gibt es kaum noch Freiräume, die das Schreiben auch umfangreicherer Werke ermöglicht: Unsere Tage sind gefüllt mit der Lehre, dem Korrigieren von Klausuren, Hausarbeiten, Abschluss- und Qualifikationsarbeiten, mit der Betreuung von Promovierenden, dem Lösen von Problemen im Bereich des Personalmanagements oder des Verwaltungsablaufs, mit umfangreichen Gremienverpflichtungen und in zunehmendem Maße dem Schreiben (und Begutachten) von Drittmittelanträgen und dem Evaluieren der Arbeit von Kolleginnen und Kollegen und/oder wissenschaftlicher Einrichtungen. Wir kommen kaum mehr zu dem, was geisteswissenschaftliches Arbeiten eigentlich sein sollte: das Lesen der Forschung von Kolleginnen und Kollegen, das Entwickeln eigener Gedanken, das eigenständige Forschen und das Niederschreiben von Denk- und Rechercheergebnissen. Das Kolleg hat mir den Freiraum geschenkt, mich über einen längeren Zeitraum dem zu widmen, was der Kern unserer Arbeit eigentlich sein sollte, dafür bin ich ihm sehr dankbar. Dieser Dank gilt konkret

auch allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kollegs, die uns mit allen nur erdenklichen Hilfestellungen zur Seite standen, so dass wir uns völlig auf die inhaltliche Arbeit konzentrieren konnten. Die perfekte Organisation, die große Hilfsbereitschaft und die sehr angenehme Atmosphäre haben das Kolleg zu einem wunderbaren Arbeitsplatz aber auch Lebensort gemacht. Dazu beigetragen haben auch die vielen Gespräche mit den Co-Fellows, die nicht nur Anregungen für die eigene Arbeit brachten, sondern auch die Möglichkeit eröffneten, einmal wieder über den eigenen disziplinären Tellerrand hinauszublicken. So wie auch das reiche Vortragsangebot immer wieder Gelegenheit bot, den eigenen Horizont zu erweitern. Dies gilt natürlich auch für die Kontakte mit den Greifswalder Kollegen: Ich hatte das Vergnügen, an Veranstaltungen des Greifswalder Graduiertenkollegs ‚Baltic Borderlands‘ des Kollegen Professor Dr. Michael North und an der Ringvorlesung zur Geschichte des Historischen Instituts teilzunehmen, zudem konnte ich eines meiner Projekte im Kolloquium des Kollegen Professor Dr. Thomas Stamm-Kuhlmann vorstellen und von der dortigen Diskussion profitieren. Der Austausch mit den Kollegen des Historischen Instituts in Greifswald war für mich äußerst gewinnbringend. Kurzum: Ich habe am Krupp-Kolleg ein wunderbares, produktives Jahr verbracht und freue mich schon auf ein Wiedersehen, da der Plan, am Kolleg demnächst eine Tagung durchzuführen, konkrete Gestalt annimmt.

Lingelbach, Gabriele: Die Welt in Deutschland, Deutschland in der Welt. Globalgeschichtliche Perspektiven auf die deutsche Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Schöningh Verlag (erscheint 2015).

Lingelbach, Gabriele: Disability History, Version: 1.0, in: Docupedia Zeitgeschichte, 08.07.2014 [[http://docupedia.de/zg/Disability\\_History](http://docupedia.de/zg/Disability_History)] (zusammen mit Sebastian Schlund).

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Interventionen ins Ich und das Recht auf mentale Selbstbestimmung

## Die unheimliche Expansion der *Conditio humana*

### Projektbericht

#### Der Hintergrund

Mein Projekt am Kolleg hatte einen längeren Vorlauf. Einige Jahre vor dem Beginn meiner Zeit als Fellow hatte ich bereits begonnen, mich mit einzelnen seiner Aspekte eingehend zu befassen. Auch die inneren Konturen des Vorhabens waren mir, als ich mich in Greifswald bewarb, schon weitgehend klar. Dessen Umfang hätte die eigene Zielvorgabe, es innerhalb eines Jahres seinem Abschluss jedenfalls nahezubringen, ohne jenen Vorlauf allerdings auch vermessen gemacht. Vielleicht wären die Aussichten, es jemals abzuschließen, ohne meine Greifswalder Zeit noch immer zweifelhaft. Das sind sie mir heute nicht mehr.

In vier Hauptkapitel hatte ich das Projekt in meinem Antrag gegliedert. In der Sache habe ich sie beibehalten, trotz der erheblichen Zahl neuer, unerwarteter und schwieriger Einzelprobleme, die ihre genauere Ausarbeitung zutage förderte. Geändert habe ich lediglich ihre Reihenfolge in der Ordnung des Ganzen, nämlich so, wie ich sie in der Zusammenfassung oben anführe. Die Gliederung erscheint mir damit schlüssiger.

Im Folgenden will ich vor allem einige der neuen Probleme skizzieren, die sich mir im Lauf meiner Arbeit am Wissenschaftskolleg ergeben haben und zu deren Lösung ich dort Vorschläge ausgearbeitet habe. Ein paar

knappe Anmerkungen zu dem größeren Zusammenhang, in den sie jeweils gehören (und den die Überschriften der vier Hauptkapitel des Buchs umschreiben), sind dabei ebenfalls nötig. Manche dieser Probleme sind in den Sphären meiner eigenen wissenschaftlichen Zuständigkeit, dem Strafrecht und der Rechtsphilosophie (jedenfalls in Deutschland), bislang nicht einmal „angekommen“. Sie werden nicht deutlich gesehen und erst recht nicht angemessen erörtert. Das mag ein wenig unwahrscheinlich und vielleicht auch anmaßend klingen; es ist aber wahr. Mit der Veröffentlichung meiner Greifswalder Ergebnisse hoffe ich diesen Zustand zu ändern, und zwar auch dann, wenn sie eher Ablehnung als Beifall finden sollten.

#### Neuartige Einsichten

Die damit bezeichnete Perspektive richtete sich von Anfang auf ein bestimmtes Problem, ein Ewigkeitsthema der Metaphysik: die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens, was immer die Begriffe „Wille“ und „Freiheit“ genau bezeichnen mögen. Zahlreiche Befunde der modernen Wissenschaften vom Gehirn, so jedenfalls die Vermutung vieler Neurowissenschaftler und mancher Philosophen, mögen diese Frage in einem neuen Licht präsentieren, ja nach Jahrhunderten ergebnisloser philoso-

## Professor Dr. Reinhard Merkel

war von Oktober 2013 bis September 2014 Alfred Krupp Senior Fellow.

Er ist Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Hamburg.



Professor Dr. Reinhard Merkel studierte Rechtswissenschaft, Philosophie und Literaturwissenschaft in Heidelberg und München. Nach zwei juristischen Staatsexamina, Promotion und Habilitation war er Professor an den Universitäten Bielefeld und Rostock; seit April 2000 hat er den Lehrstuhl für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Hamburg inne. Seine Forschungsschwerpunk-

te sind die Dogmatik des Strafrechts, rechtsphilosophische Grundlagenforschung, Theorien der Gerechtigkeit, Ethik und Recht der Medizin und der Neurowissenschaften sowie die Philosophie des Völkerrechts von Krieg und Frieden. Er ist Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften „Leopoldina“ und des Deutschen Ethikrats.

### Kurzvita

## » Intervention ins Ich und das Recht auf mentale Selbstbestimmung

Bahnbrechende Entwicklungen der Neurowissenschaften haben in jüngerer Zeit eine Vielzahl von Möglichkeiten erschlossen, in vorher unzugängliche Bereiche des Gehirns und damit der mentalen Sphäre des Menschen einzudringen. Solche Interventionen empfinden viele als Bedrohung von Grundformen und -werten unserer tradierten Vorstellung von der geistigen und kulturellen Besonderheit des *Homo sapiens sapiens*. Wie ein Schatten folgt dieser Entwicklung daher eine profunde Unsicherheit über die Herausforderung, die sie für die Ethik, das Recht, ja unser gesamtes Menschenbild bedeuten mag.

Das ist der Gegenstand des Forschungsprojekts. Vier grundlegende Kapitel gliedern den Inhalt: (1.) Neuartige Einsichten; (2.) Neuartige Einblicke; (3.) Neuartige Eingriffe; (4.) ein neues Grundrecht auf mentale Selbstbestimmung. Das erste behandelt die Frage des freien Willens als der Grundlage für die Zurechnung

von Handlungen und Verantwortlichkeit im Zeitalter seiner neurowissenschaftlichen Entzauberung. Das zweite untersucht, ob die neuen bildgebenden Methoden des funktionalen Neuroimaging Einblicke ins innere Operieren des Gehirns und damit des Geistes – für eine Anwendung in strafrechtlichen Verfahren geeignet sind, zur Lügendetektion etwa oder zur Gefährlichkeitsprognose. Das dritte behandelt ethische und rechtliche Probleme des sog. Neuro-Enhancements, nämlich neuartiger gehirnmodulierender Eingriffe zur Verbesserung mentaler Fähigkeiten bei Gesunden. Im vierten schließlich wird ein neues subjektives Recht auf mentale Selbstbestimmung begründet. Angesichts der staunenswert dynamischen Entwicklung der skizzierten Interventionsmöglichkeiten ist es nicht nur in Deutschland, sondern weltweit ein menschenrechtliches Anliegen par excellence.

### Fellow-Projekt

phischer Diskussion vielleicht erstmals *wissenschaftlich* lösbar machen.

Ich glaube das nicht. 2008 war eine Abhandlung von mir über „Willensfreiheit und rechtliche Schuld“ erschienen (Nomos Verlag Baden-Baden). Darin habe ich das Freiheitsproblem als genuin philosophisches darzustellen und mich im endlosen Labyrinth der dazu entwickelten Lösungsvorschläge mit eigenen Argumenten zu orientieren versucht. Das vorrangige Ziel der Untersuchung war nicht die Erweiterung dieses Labyrinths um eigene Um- und Schleich- und vielleicht auch Holzwege. Mein Anliegen war vielmehr, die Bedeutung des Freiheitsproblems in seiner neuen wie seiner alten und jedenfalls schwankenden Gestalt für die Möglichkeit der Begründung strafrechtlicher Schuld zu klären.

Geläufig und im Einklang mit einer unbefangenen Alltagsauffassung wird man dafür zunächst voraussetzen, dass es dem sich schuldig Machenden möglich gewesen sein müsse, anders zu handeln, als er's mit seiner verbotenen Tat getan hat. Versteht man freilich „Willensfreiheit“ so, dann muss man sie als unabhängig von den Kausalzusammenhängen der Vorgänge in menschlichen Gehirnen denken. Denn das Gehirn ist ein physikalisches System. Alle seine internen Vorgänge folgen daher naturgesetzlichen Regularien, die – wie schlecht verstanden oder benannt auch immer (und „Kausalzusammenhänge“ ist wohl eher eine schlechte, nämlich unklare Kennzeichnung) – von Menschen nicht gemacht worden sind und nicht beeinflusst werden können.

Mit einem solchen emphatisch dualistischen, den Willen eines Handelnden von seiner physikalischen Grundlage ablösenden Freiheitsbegriff kann ich nichts anfangen. Dass ein verbotener Handelnder im Moment seines Ansetzens zur Tat – alle Weltbedingungen, einschließlich des Gesamtzustands seines Gehirns, identisch gedacht – immer auch anders entscheiden bzw. handeln könnte, erscheint mir nicht nur

unplausibel, sondern nicht recht verständlich. Darin haben mich meine Greifswalder Studien nicht irritiert, sondern bestärkt.

Aber was heißt das für die Begründbarkeit des Konzepts rechtlicher Verantwortlichkeit und für die Legitimation staatlichen Strafens? In dem Büchlein von 2008 hatte ich einen Vorschlag zur Lösung des Problems angedeutet: Nicht ein Andershandelnkönnen des Täters vor seiner Tat, sondern seine „normative Ansprechbarkeit“ in diesem Moment sei zu verlangen. Was das genau besagen könnte, war mir damals freilich wenig klar. Drei Jahre später habe ich in einem Aufsatz begonnen, das Konzept auszuarbeiten. Auch danach blieb der rote Faden dieser Überlegungen noch einigermaßen verworren. In Greifswald konnte ich ihn wieder aufnehmen und, wie ich glaube, zu seinem plausiblen Ende entwickeln. Die Konzeption erscheint mir jetzt schlüssig, einleuchtend und gegenüber der gängigen, die unserer Strafrechtspraxis zugrunde liegt, bei weitem vorzugswürdig. Einige knappe Anmerkungen dazu:

„Normative Ansprechbarkeit“ ist ein Dispositionsprädikat wie etwa „Zerbrechlichkeit“, „Löslichkeit“, „Biegsamkeit“ u.ä. Die Bedeutung solcher Prädikate lässt sich am leichtesten explizieren, indem man ihre jeweiligen Manifestationen vorführt. Damit wird die dispositionelle Eigenschaft in eine „kategorische“ verwandelt – also etwa die oben genannten Dispositionen in die kategorischen Zustände des Zerbrochen-, des Aufgelöst- und des Gebogenseins. Misslingt ein solcher Explikationsversuch in einem einzelnen Fall, so ändert das an der intrinsisch vorhandenen dispositionellen Eigenschaft nichts. Gläser sind nicht dann und deshalb zerbrechlich, wenn und weil sie zerbrechen (manche tun es ja vielleicht nie), sondern weil sie eine bestimmte physikalische Struktur aufweisen. Ein Glas mag daher beim Wurf auf den Boden nicht zerbrechen und gleichwohl auch in diesem Moment zer-

brechlich gewesen sein, wie schon der nächste Wurf beweisen mag. Nun wäre aber die Behauptung, es hätte schon beim ersten Fall – denkt man alle Weltbedingungen bis ins letzte Atom der involvierten Materie als vollkommen identisch – zerbrechen können, ohne fassbaren Sinn. Dennoch war es, wie gesagt, auch dabei zerbrechlich.

Die begriffliche Klarstellung erhellt auch die Disposition der „normativen Ansprechbarkeit“. Deren Manifestation besteht im tatsächlichen Befolgen einer bestimmten Norm. Für diese ist man „ansprechbar“ (zu ihrer Befolgung disponiert). Und ist man das, dann ändert auch hier das Misslingen der Manifestation im Einzelfall nichts an der dazu dennoch vorhandenen Disposition. Daran zeigt sich, dass der Ausdruck „Andershandelnkönnen“ unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Ein Straftäter mag in der Situation seiner konkreten Tat sehr wohl in einem bestimmten Sinn fähig gewesen sein, anders zu handeln – und dennoch außerstande, die Tat zu unterlassen (weil der dynamische Gesamtzustand seines Gehirns die tatverwirklichende Körperbewegung naturkausal hervorgebracht hat). So fähig zum Andershandeln etwa wie, sagen wir, der Golfer Tiger Woods, der in einem wichtigen Turnier einen sog. Putt aus fünf Metern Entfernung vergibt, den er zu tausend anderen Gelegenheiten ohne weiteres ins Ziel gebracht hat. Und diese Fähigkeit zur Verwandlung solcher Putts hatte sehr wohl auch bei seinem Fehlschlag. Andererseits konnte er diesen selbst unter den nun einmal (und bis ins letzte Atom der involvierten Materie) gegebenen Bedingungen nicht vermeiden.

Das simple Modell illustriert, in welchem Sinn ein Täter im Tatzeitpunkt die Fähigkeit haben muss, anders zu handeln, als er es tut, um als „normativ ansprechbar“ und damit als schuldig im Sinn des Strafrechts beurteilt werden zu können: ganz analog den Fähigkeiten und Unfähigkeiten von Tiger Woods in meinem

imaginierten Beispiel. Er hatte die fragliche Fähigkeit in einem bestimmten Sinn; in einem anderen hatte er sie nicht.

Diese Konzeption ist der Kern meines Vorschlags zur Lösung des Freiheits- und Schuldproblems. Im deutschen Strafrecht ist sie, soweit ich sehe, neu. Ihre konkrete Ausarbeitung eröffnet ein weites Hinterland schwieriger Einzelfragen. Soweit ich sie zu identifizieren vermag, habe ich sie in meiner Greifswalder Zeit im Wesentlichen klären können. Eine erste Publikation dazu ist der Aufsatz „Freier Wille' als Bedingung strafrechtlicher Schuldfähigkeit?“, der in Greifswald entstanden ist und demnächst im Mentis Verlag erscheinen wird. Darin verweise ich allerdings auch auf einen „dunklen Rest“ ungedeckter Legitimation für das staatliche Strafen, den meine Konzeption offen lässt und der, so meine ich, überhaupt nicht zu schließen ist: Wir bestrafen Täter, wiewohl wir annehmen müssen, dass sie ihre konkrete Tat (möglicherweise) nicht vermeiden konnten, sofern sie nur im dargelegten Sinn normativ ansprechbar sind. Ein Freiheits- und Schuldkonzept, das diese grundsätzliche epistemische Schranke überwinden und – sozusagen in der Gottesaugenperspektive – eine „ultimative Letztverantwortung“ begründen könnte, ist aber überhaupt unmöglich. Die Ergebnisse meiner Greifswalder Arbeit, so hoffe ich, zeigen das. Sie verstehen sich insofern auch als Mahnung zur Bescheidenheit an die Strafjustiz.

### **Neuartige Einblicke**

Damit ist eine ganz andere Perspektive bezeichnet: die empirische der Neurowissenschaften, genauer, derjenigen Wissenschaften, die an der Entwicklung sog. bildgebender Verfahren zur Untersuchung von Strukturen und Vorgängen im Gehirn („Neuroimaging“) beteiligt sind. Auch Physik, Mikrobiologie, Psychologie, Kognitions-, Computer- und diverse Ingenieurwissenschaften gehören dazu. In

den vergangenen Jahren haben insbesondere die sog. funktionalen Verfahren des Neuroimaging eine staunenswerte Entwicklung genommen. Ihre Besonderheit ist es, nicht einfach anatomische Strukturen des Gehirns abzubilden. Vielmehr ermöglichen sie, über höchst komplexe Berechnungen die neuronalen Veränderungen (Funktionen) des Gehirns eines Probanden während dessen Befassung mit kognitiven oder exekutiven Aufgaben oder in wechselnden emotionalen Zuständen zu modellieren und – per Projektion der Daten auf ein anatomisches Schema des untersuchten Gehirns – zu visualisieren.

Das bedeutet, salopp formuliert, dass bestimmte mentale Vorgänge durch die rechnerisch vermittelte Veranschaulichung ihrer neurophysiologischen Grundlagen aus dem Bewusstseinszustand eines Probanden in einem bestimmten Sinne „ausgelesen“ werden können. Es geht dabei nicht um „Gedankenlesen“, nicht einmal um ein direktes Beobachten

funktionaler Veränderungen im Gehirn, wohl aber um das Erschließen „mentaler Informationen“ aus großen Datenmengen der damit korrelierten neuronalen Prozesse.

Solche Möglichkeiten sind im Hinblick auf bestimmte Bewusstseinszustände in strafrechtlichen Verfahren von hohem Interesse. Denkbar wären etwa „Lügendetektoren“, die per Neuroimaging am Gehirn von Zeugen oder Beschuldigten ansetzen, und nicht wie das klassische Verfahren der „Polygraphie“ an autonomen physiologischen Reaktionen. Oder auch Neuroimaging zur Unterscheidung korrekter von „falschen“ Erinnerungen vernommener Zeugen (wobei die falschen keineswegs erlogen zu sein brauchen). Ebenfalls denkbar wäre ein Imaging zur Klärung kriminogener persönlicher Neigungen in den sog. Maßregelverfahren, insbesondere dem der Sicherungsverwahrung. Durch solche neurowissenschaftlichen Einblicke könnten psychiatrische Prognosegutachten zur Frage der fortdauernden Gefährlichkeit schwerkrimineller Täter nach Verbüßung ihrer Haftzeit möglicherweise wirkungsvoll ergänzt werden. Für Dispositionen zur Pädophilie und zu schweren Formen der Psychopathie erscheint das schon heute möglich.

Mit den zahlreichen normativen Fragen, die damit berührt werden und für die es derzeit weltweit keine konsensfähigen Lösungen gibt, war ich zu Beginn meines Greifswalder Jahres nur wenig vertraut. Zwar hatte ich zwei Jahre zuvor in einem mit dem Neurowissenschaftler Hans Markowitsch verfassten Aufsatz einige Grundlinien der Probleme zu skizzieren versucht und erste Unterscheidungen vorgeschlagen. Ein wirkliches analytisches Durchdringen der zahlreichen Schwierigkeiten, die mit einer Integration von Verfahren des Neuroimaging in den Strafprozess verbunden wären, haben mir aber erst meine Greifswalder Studien ermöglicht. Die ersten erarbeiteten Lösungsvorschläge habe ich in einem

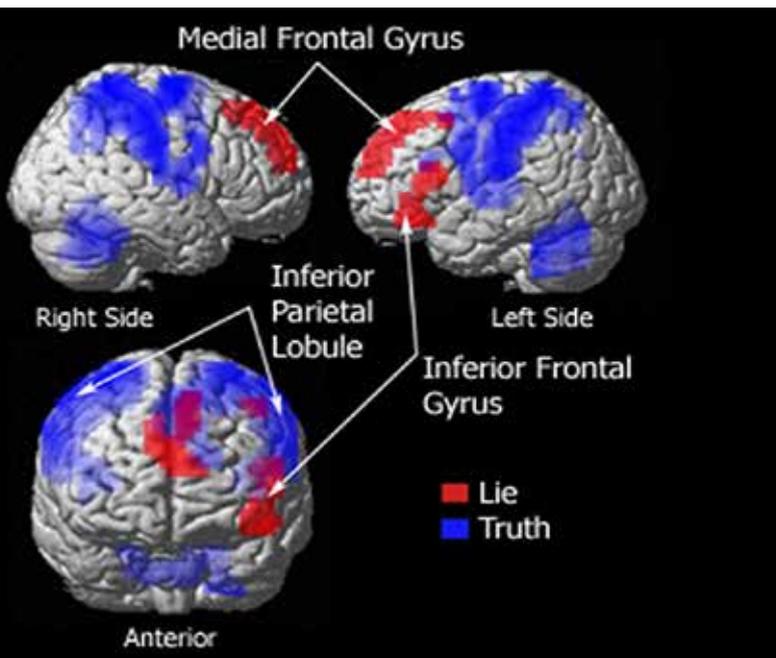


Abb. 1: Neuroimaging für Lügendetektoren

knapp 40-seitigen englischsprachigen Aufsatz zusammengefasst. Er wird Anfang 2015 in einem dreibändigen „Handbook of Neuroethics und etwa zeitgleich in der „Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform“ des Freiburger Max-Planck-Instituts für Internationales Strafrecht erscheinen.

Neben grundlegenden Unterscheidungen vor allem zwischen den verschiedenen Phasen des Strafverfahrens, den unterschiedlichen Rollen der Verfahrensbeteiligten, den damit verbundenen divergierenden Beweislasten und schließlich zwischen freiwilligen und erzwungenen „Brainscans“ – zeigt meine Untersuchung, dass es keine guten Gründe gibt, Methoden des Neuroimaging zur „Lügendetektion“ und zur Gefährlichkeitsprognose vollständig und a limine aus dem Strafverfahren auszuschließen. Für Beweiszwecke der Entlastung des Beschuldigten sollten sie unter engen Voraussetzungen zugelassen, für die Zwecke eines Schuldnachweises (der wegen der Unschuldsvermutung „*beyond reasonable doubt*“ zu führen ist) aber generell als ungeeignet bzw. unzulässig untersagt werden. Was Gefährlichkeitsprognosen im Maßregelverfahren angeht, so mag der Staat künftig sogar von Verfassungs wegen verpflichtet sein, Häftlingen die Möglichkeit eines solchen Entlastung durch Neuroimaging zu eröffnen, sofern ihnen andernfalls eine Verwahrung unbegrenzter Dauer drohen könnte.

### Neuartige Eingriffe

Gemeint sind Interventionen ins Gehirn gesunder Menschen zur Verbesserung ihrer mentalen Eigenschaften. Die damit verbundenen Probleme des sog. Neuro-Enhancements hatte ich schon vor meinem Fellowjahr eingehend untersucht. In Greifswald haben sich mir weitere Aspekte erschlossen, die ich ausarbeiten konnte. Das betrifft zunächst eine sich abzeichnende neue Form von „Cyberkriminalität“. Sie könnte darin bestehen, Hirnimplantate



Abb. 2: Mit Hilfe der Optogenetik wollen Forscher die Ursachen neurologischer Störungen immer genauer einkreisen. Manche träumen schon von einer entsprechenden Therapie beim Menschen. Doch die Hindernisse sind groß.

oder Computer-Brain Interfaces, die zu Zwecken eines Neuro-Enhancements implantiert worden sind, zu attackieren, zu „hacken“, und so bestimmte Züge der Persönlichkeit und das Handeln eines derart Angegriffenen zu beeinflussen. Noch steckt in dieser dunklen Vision ein Element von Science Fiction. Aber die erforderlichen Grundlagen sind wissenschaftlich weitgehend geklärt und von sog. *proofs of principle* längst als möglich beglaubigt. Von der im Jahr 2001 in Budapest verabschiedeten völkerrechtlichen „*Convention on Cybercrime*“, die bisher 44 Staaten ratifiziert und neun weitere unterzeichnet haben, wird dieser Typus von Cyberkriminalität nicht erfasst. Die Notwendigkeit einer entsprechenden Erweiterung der Konvention vorzubereiten, konkrete regulatorische Vorschläge auszuarbeiten und sie in die internationale Diskussion zu bringen, ist ein wichtiges (völker)rechtspolitisches Anliegen.

Mit meinen Greifswalder Ergebnissen hoffe ich, einen kleinen, aber nicht ganz unbedeutenden Beitrag dazu leisten zu können. Einige der wichtigeren dieser Resultate habe ich in meiner Fellow Lecture am 7. April 2014 skizziert. Ein erster neuer, noch halbwegs populär

geschriebener Aufsatz dazu, der in Greifswald entstanden ist, wird demnächst in „Spektrum der Wissenschaft“ erscheinen.

Klar geworden ist mir zum anderen die dringende Notwendigkeit, den wachsenden Markt frei verfügbarer *low-tech*-Geräte zur Gehirnintermodulation, z.B. Elektrostimulatoren, rechtlich zu regulieren. Das ist derzeit eine noch weltweit ungelöste Aufgabe; sie bedürfte also ebenfalls der Vereinbarung internationaler Verträge. In Deutschland wären aber schon heute entsprechende Regelungen im Arzneimittel- und im Medizinproduktgesetz möglich.

Zwei grundsätzliche Aufgaben des Rechts gegenüber den neuen und den absehbaren Formen des Neuro-Enhancements durch tiefe Eingriffe ins Gehirn hatte ich schon vor meiner Greifswalder Zeit erarbeitet. Meine neue Liste umfasst nun vier solche kardinalen Forderungen: (1.) Schutz von Menschen mit implantierten *brain-computer interfaces* vor externen Eingriffen; (2.) Regulierung des wachsenden Marktes kommerzialisierter *enhancement devices*; (3.) Schutz Dritter vor unfreiwilligen Enhancements; und (4.) Erzwingung bestimmter Grenzen auch freiwilliger Gehirnveränderungen (a) zum Schutz von Personen vor sich selbst und (b) zum Schutz der Gesellschaft vor unerwünschten kollektiven Folgen. Eine Handvoll solcher Folgen beschreibe ich eingehend und kläre ihre normative Eignung als Legitimationsgrundlage für künftig vielleicht erforderliche (moderate) Verbote auch autonomer Enhancements an der eigenen Person: (a) ungerechte Veränderungen im System der Verteilung gesellschaftlicher Chancen; (b) Erosion bestimmter personaler Werte durch die Käuflichkeit der Mittel zu ihrer Verwirklichung; (c) kollektiver Druck auf Ungeneigte, ihre mentalen Fähigkeiten artifiziell zu verbessern, um sozial konkurrenzfähig zu bleiben – und einige weitere. Und von hier aus ergibt

sich nun wie von selbst ein Blick auf den Gegenstand meines Abschlusskapitels.

### **Ein neuartiges Recht: Grundrecht auf mentale Selbstbestimmung**

Auch dieses Postulat habe ich schon vor meinem Fellowjahr formuliert und veröffentlicht. Mit allen bisher skizzierten Erweiterungen des Projekts, die meine Greifswalder Zeit erbracht hat, ist das normative Fundament dafür als das eines Grund- und Menschenrechts stärker geworden. Ich meine, es ist schon heute Gegenstand einer unabweisbaren Forderung und wird es jedenfalls in absehbarer Zukunft sein. In vielen menschenrechtlichen Konventionen des Völkerrechts, etwa in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (1948), im Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte (1966) oder in der Europäischen Menschenrechtskonvention (1950), wird ausdrücklich ein personales „Recht auf Gedankenfreiheit“ geschützt. In der Rechtspraxis der Staaten hat dieses Recht gleichwohl nie eine erhebliche, ja nicht einmal eine deutlich wahrnehmbare Rolle gespielt. Einen der maßgeblichen Gründe dafür, die wie selbstverständlich vorausgesetzte Annahme, es fehle jede Notwendigkeit für einen rechtlichen Schutz, hat der US Supreme Court in einer Entscheidung aus dem Jahre 1942 in exemplarischer Anschaulichkeit festgehalten: *„Freedom to think is absolute of its own nature; the most tyrannical government is powerless to control the inward workings of the mind.“*

Diese Zeiten sind vorbei. Die Neurowissenschaften haben Möglichkeiten hervorgebracht, tief ins eigene Gehirn, aber auch in fremde Gehirne einzudringen – und damit ebenso tief ins menschliche „Ich“. Die Folgen können so segensreich wie bedrohlich, ja destruktiv sein, und zahllose ihrer denkbaren Weiterungen sind derzeit unklar. Seit über 150 Jahren schützen wir (sogar mit dem Strafrecht) das Recht auf den Hausfrieden. Wäre es

angesichts der atemberaubenden Entwicklung moderner Neurotechnologien nicht an der Zeit, auch und erst recht den Bewusstseinsfrieden zu schützen? Ich meine ja. Und ich bin sicher, es mit den Ergebnissen meiner Arbeit in Greifswald plausibel zeigen zu können.

### **Ein kleines melancholisches Nachwort**

Dass die schönsten Zeiten am schnellsten vergehen, ist eine triviale Weisheit. Selten habe ich ihre Wahrheit so nachdrücklich erlebt wie in dem wunderbaren Jahr am Greifswalder Kolleg. Alles, was hierin eingeschlossen ist, lässt sich nicht bündiger ausdrücken als in diesem Satz – die geistige Atmosphäre, die

aus der engen Verbindung des Kollegs mit der Universität entsteht (und zu der ich mit einem eigenen Seminar im Sommer ein wenig beizutragen gehofft und gewünscht habe), die stets hilfsbereite Freundlichkeit und die sachliche Kompetenz der Mitarbeiter des Kollegs, die im Wortsinne fühl- und fassbare Nähe zu den Annehmlichkeiten der sympathischen Stadt und ihres Umlands, und manches andere mehr. All das macht das Alfried Krupp Kolleg nach meinem unmaßgeblichen Urteil zu etwas Einzigartigem. Ich danke ihm und allen seinen Mitarbeitern für die wohl schönste Zeit meines bisherigen akademischen Lebens.

Merkel, Reinhard: Treatment – Prevention – Enhancement: Normative Foundations and Limits. In: Merkel, Reinhard et al., *Intervening in the Brain. Changing Psyche and Society*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, Chap. 6, 289–382. 2007.

Merkel, Reinhard: Willensfreiheit und rechtliche Schuld. Eine strafrechtsphilosophische Untersuchung. Baden-Baden: Nomos (2008); 2. Aufl. 2014

Merkel, Reinhard: Neuartige Eingriffe ins Gehirn. Verbesserung der mentalen condicio humana und strafrechtliche Grenzen. In: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 121, 919–953. 2009.

Merkel, Reinhard: Schuld, Charakter und normative Ansprechbarkeit – Zu den Grundlagen der Schuldlehre Claus Roxins. In: Heinrich et al. (Hg.), *Strafrecht als Scientia Universalis*. Festschrift für Claus Roxin zum 80. Geburtstag. Berlin/New York: de Gruyter, 737–762. 2011.

Merkel, Reinhard: Crimes Against Minds: On Mental Manipulations, Harms and a Human Right to Mental Self-Determination. In: *Criminal Law and Philosophy* 8, 52–77 (zus. Mit Christoph Bublitz). 2014.

Merkel, Reinhard: „FreierWille“ als Bedingung strafrechtlicher Schuldfähigkeit?. In Muder/Schöne-Seifert/Rüther/Stier (Hg.), *Willensfreiheit im Kontext. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Handeln*. Paderborn: Mentis, 109–140 (im Erscheinen 2014)

Merkel, Reinhard: Neuroimaging and Criminal Law. In: Clausen/Levy (Eds.), *Hand-book on Neuroethics*, 3 Vols. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, Chap. 165 (im Erscheinen 2014)

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Modernization, Philosophy and Authority in Russian Empire/Soviet Union/Post-Soviet Countries

## Projektbericht

Modernity is a common name for a situation in which human societies turned out to be under the impact of on-going cultural rationalization. The impact of reason on cultures led to disintegration of traditional world-views where truth, good and beauty were the same. The history of human societies under the dominance of rational structures is thus called modernization. The theories of modernization developed in the 20<sup>th</sup> century have viewed modernization as mutually reinforcing processes of change in spheres of values, human identities, politics, economy and culture at large.

In human history, modernization is a long-durée process of the melting crystalized tradition or dissociation of traditional world-view was an extremely long process. Reinhardt Koselleck, Jürgen Habermas and many later historians studied how Western rationalism commenced with almost simultaneous events of finding the New World, destruction of Western religious unity and scientific revolution. These simultaneously destructive (for traditional forms of life in Europe and Americas) and creative (for new – modern – forms of life) processes have started a long process of preparatory modernization that only in the 19th century became a dominant discourse in most of Europe and North America, and in 20<sup>th</sup> cen-

tury became a global reality. In the process of modernization the principles, practices, models and patterns of Western modernity were stimulating the same rationalization processes in other parts of the world. The vision of the whole of humanity was fuelling modernization, but nonetheless the diffusion of traditional world-views and creation of structural transformation of modernity as institutionalization of the public and private spheres took place in a different way, with its own speed and in specific correlation with other regional modernities.

Today global modernity is depicted by the World Values Survey as a map with geographically and culturally diverse provinces that have different level of impact of rational non-secular and individualist self-expression values on individual and collective lives. This survey shows that – in pursuit of emancipation and disseminating interest in democracy – we still have different local responses to modernity's values and practices. They also show how modern values make different impact upon societies at different stages of their modernization.

Modern rationality has profoundly changed the world we live in. However, while modernity has common universal ends and a common geohistorical beginning in Western Europe,

## Dr. Mikhailo Minakov

war von Oktober 2013 bis September 2014 Alfried Krupp Junior Fellow. Er ist Lehrbeauftragter für Philosophie und Religionswissenschaften an der Universität Kiew/Mohyla Akademy.



Dr. Mykhailo Minakov studied Medicine, History, Philosophy and Political Theory in Zaporizhzhia, Kyiv and Dresden. He received his Doctor of Sciences in philosophy and Religious Studies in 2007 and is Associate Professor at the Department of Philosophy and Religious Studies at the National University of Kyiv-Mohyla Academy. In recent years, he worked at Harvard University and Kennan In-

stitute. Currently, in addition to his academic post, Mykhailo Minakov is editor-in-chief of the Ideology and Politics Journal, and Head of the Kant Society in Ukraine. Furthermore, Mykhailo Minakov is President of the Foundation for Good Politics (Kiev, Ukraine). Mykhailo Minakov is the author of three books and approximately 70 articles in philosophy, political analysis, and cultural critique.

Kurzvita

## » Modernization, Philosophy and Authority in Russian Empire/Soviet Union/ Post-Soviet Countries

My research is dedicated to processes of modernization and evolution of political cultures in imperial Russia/Soviet Union/Post-Soviet Belarus, Russia and Ukraine.

Taking into account a multitude of modernization processes in which political reason manifests itself, I concentrate on analysis of how mutual impacts of philosophy and politics promote modernity projects in the period of 1801 – 2014 in the lands of Western Eurasia. My main hypothesis is that analysis of interrelationships between authorities and philosophy/social sciences & humanities during the Eastern European modernization can identify the main factors defining the role, limits and functions of public rationality in political life of contemporary Belarus, Russia and Ukraine. De-modernizing antidemocratic

tendencies in political life of Eastern European countries are based on legitimacy structured by dominance of irrational values and distrust to political reason.

As a result of my studies, I come up with the theory of de-modernization as culture-bound effect of political modernization in post-Soviet regimes. Post-Soviet de-modernization takes place in societies where Soviet industrial society was already ruined, but cultural, economic and political institutions of the post-information era did not evolve to a necessary level to define the social structure. Instead, one can witness a reverse development process: some Soviet and pre-Soviet forms of collective life are being restored – and even take dominant positions.

Fellow-Projekt

yet it has different modernization patterns vis-à-vis human historically-lasting collectives. Understanding of cultural complexity of modernity has let Shmuel Eisenstadt coined the definition of specific relations between Western and other modernities:

"Western patterns of modernity are not the only, 'authentic' modernities, though they enjoy historical precedence."

Today's world represents many emerging, developing and declining local projects of modernity. It includes

- » 1) Western European cultures undergoing new understanding of religious, scholarly, political, and economic life in 16<sup>th</sup> century,
- » 2) the European absolutism - 16-18<sup>th</sup> centuries,
- » 3) great revolutions in the second half of the 18<sup>th</sup> ct.,
- » 4) global empires intervening into traditional societies of the entire world in the 19-20<sup>th</sup> centuries,
- » 5) the totalitarian modernities of USSR, China and far Eastern Marxist projects,
- » 6) Latin-American modernities in the 20<sup>th</sup> century,
- » 7) the new global cleavage of Northern and Southern modernities of 20<sup>th</sup> - early 21<sup>st</sup> centuries.

These local differences took place in different time-spans and were produced by two major factors:

- » the modern projects that were developing in the worlds created by different cultures and/or civilizations; this situation predisposed different style, speed and depth of impact of modernization on forms of human lives;
- » competition of the modern projects was and is making a profound impact on the speed and results of transition in different contemporary societies.
- » The starting points of modernization processes took place in different times in dif-

ferent cultures/civilizations. Both factors of modernizations created lasting institutions and practices. These institutions and practices pre-describe the correlation of the public and private spheres, strengthen the instrumental reason and impact of the System, damage the Life-World during the industrial period of modernization etc. Basically, these institutions and practices were/are the limiting factors for humanity to become one undivided realm of modernity that on the table of 'Cultural map of the world' would be just one cohesive point.

If there is any lesson learned from the history of transitions, it should be formulated this way: structural similarity does not necessarily mean commonality of development. This dissimilarity of complex modernity is connected not only with the specificities of those traditions from which these modern projects started. Each modernizing society has gone through modernity with its own losses and gains, with its own specific features of the periods common for most modern societies. Today's complex modernity is a result of both cultural diversity of traditions and transitional diversity of modernities.

The framework of global modernization describes the development of post-traditional societies as a permanent change. The Touraine's model of historical development of modernizing envisages that rationality is a permanent factor in changes of society. Accordingly, the history of complex modernity has the following stages:

- » periods of external principles of legitimacy: from confessional identities to political (imperial absolutism, nationalism), and socio-economic (socialism and capitalism),
- » period of internal principle of legitimacy: from industrial modernity to information society.

Whenever modernizing society started its departure from its traditional state, it is expected that it goes through periods of rationalized rule, rationalized economic behavior, and network society.

However the modernizing societies do not necessarily evolve through their own specific forms of absolutism, nationalism, industrialism and/or post-industrialism. In some cases, transition is reversible: a society moves from a later period of its modernity to a preceding one. In my opinion, this de-modernization begins in those situations when the modern institutions destroy the life-world's resources to such a level when the System needs to abuse even more the life-assuring force of traditional forms of life; this way, the System abuses institutions like church, kinship or local community by re-inventing them as pervert forms of 'archaic', which uses the 'traditional names' for hybrid forms of organizations promoting instrumental rationality, loneliness of individual and dominance of the mass-politics.

In the Eastern Europe/Western Eurasia departure with tradition and first attempts of modern political projects are connected to the 'absolutist projects' of Peter the Great (rules 1692-1724) and Catherine the Great (rules 1764-1796). But the both attempts have actually created cultural situations of co-existence between politically modernized imperial centers and traditional societies in imperial provinces.

This cultural situation of modernity-tradition coexistence was articulated in the governance structures, practices of keeping distance to the imperial center, and ideological 'normalization' of this duplicity in intellectual works by Thoephan Prokopovych ( ), Hrihoryi Skovoroda ( ), Mikhaila Lomonosov ( ) and others. Objectifying gaze of their ideas has made the Orthodox Christian identity to become a legitimizing idea of an empire of the Orthodox Christians with its mission of standing to

the Catholic and Protestant West and Moslem East. It has given a start to the System's evolution in the Eastern Europe and Western Eurasia.

Merger of confessional identity with political structures have long been strong idea for development of Russian Empire in the 18<sup>th</sup> century. But on the break of 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> centuries, the imperial center has become too strong. Its modernization plans of homogenization of imperial space started ruining the Life-Worlds of traditional societies. A reaction to imperial System, local cultures produced – if not entirely anti-colonial identities, then – alternative identities vis-à-vis the imperial one. Among them: sectarian and schismatic Russian identities, Ukrainian identity as articulated in 'Istoria Rusiv', romantic visions of Ukraine and Belarus etc. In 19<sup>th</sup> century the Russian empire has had a growing conflict between modernizing socio-political and economic processes on one side, and archaic reaction from provinces.

The imperial modernization projects had the following results:

- » rule of Alexander I ( ): homogenous imperial systems of education;
- » rule of Nicolas I ( ): united system of governance, economy, education and military;
- » rule of Alexander II ( ): enhanced system of governance and self-governance with minimal respect to local differences (Poland, Finland, Southern Caucasus), reformed system of education;
- » in late XIX-early XX centuries Russia has got several developed industrial regions, Parliament and academic culture.

Existing order was growing fragile. This conflict has been both articulated and supported by growing debates between 'Westerners', 'Populists', and 'Slavophiles', as well as later social-democrats and nationalists. The three have simultaneously represented philosophical, political and ideological groups that pro-

posed different aims and tools for Empire's development.

After disasters of WWI (1914–1918) and Civil War/Independence Wars (1917–1924), a new modernity projects has got dominance over territories from Minsk to Vladivostok. The Soviet modernization represents an unprecedented colonization – in terms of length and depth – into Life-Worlds of Belarusians, Russians, Ukrainians and other societies. Soviet philosophy – being at the core of Marxist ideological machine – has long been under control of Communist Party. The therapeutic mission of philosophy – with rare exception (Florenskyi, A.Losev, A.Zinovyev, V.Lisovyi, M. Mamardashvili) – was close to minimum. On the contrast, academic philosophers were reproducing those thought-limiting practices that constituted the canon of Soviet Marxism. With the collapse of Soviet Union, there opened opportunities for constructions of new nations and political systems. This opportunity has required ideological support for re-unification populations living in post-totalitarian neo-capitalist society. But with the Soviet legacy in philosophical departments, post-soviet philosophy – be it in Ukraine, Belarus or Russia- have mainly re-used either Western ideas or pre-revolutionary theories. From the palette of ideas covering from 19-century nationalism to post-modern decadence and neo-liberalism, post-Soviet political systems has accepted mostly irrational and archaic ideas for nation-building. Once again church, blood and ground gat a dominant position in the de-modernizing political development.

De-modernization creates hybrid societies with mutual colonization of the Life-World and the System. Even though these deliberations sound too metaphysical, the pragmatic ratio behind it – in my opinion – is that theory of de-modernization may help understand challenges for human life in societies like the Ukrainian, Chinese, Russian or Brazilian. Un-

like optimistic modernization theories, the concept of the austerity of hope may give us a better understanding of the need and opportunity of current human believing in progress of freedom and having his/her personal experience of dependency and subjugation in societies that keep evolve from one form of unfreedom into another. The gap between expected freedoms and recurring servitude gives birth to unfruitful and humiliating desperation. Today, in spite of several centuries of global emancipation, Rousseau's paradox – "L'homme est né libre, et partout il est dans les fers" – is as true as in times of the Enlightenment.

United by the totalitarian Soviet Union with its specific industrial modernity project, contemporary post-Soviet Ukrainians, Russians, Kazakhs and Estonians live in societies that in a very short historic time have become different societies with different human development results. Yet they also share de-modernizing effect.

Post-Soviet de-modernization takes place in societies where Soviet industrial society was already ruined, but cultural, economic and political institutions of the globalizing information era did not evolve to a necessary level to define the social structure. Instead, one can witness a reverse development process: some Soviet and pre-Soviet forms of collective life are being restored.

Political creativity of the Bolsheviks with their variety of cultural, social and economic revolutionary projects in 1920s was summed up and used by the totalitarian project of Stalin in the early 1930s. This lasting totalitarian project was based on the logic of industrial society. In spite of the Marxist metaphysics, the way Soviet society was structured resembles the radically industrial mind. Industrial logic unified the cultural rhizome of peoples living between Lviv and Vladivostok by same forms of organization of collective life in cities and

rural areas. The two global wars, genocides, Soviet industrialization and collectivization, political purges have profoundly changed the human, collective and biological strata of the Life-World on these territories between 1922 and 1991. The public sphere was immensely oversized in Soviet society; thus family, religion and business were either subordinated to public institutions, or radically marginalized. Structural transformation of the Soviet public sphere publicity made it to be a System unlimited, while the private sphere was diminished to a minimum. Soviet society was a radical case of industrial modernity with extreme forms of Life-World colonization.

In the de-modernization context, post-Soviet societies were undergoing just another problematic structural transformation of the public sphere. The Soviet institutions have survived collapse of the USSR and in their hybrid forms were colonizing both the public and the private spheres, the System and the Life-World. This on-going mutual colonization

has its own huge risks for post-Soviet humans. If in the Soviet context those remnants of Life-World were providing the second half of Orwell's doublethink and doublespeak: in addition to ideological 'truth' there always was the moral stance. Life in the situation of doublespeak was painful because it was ruining the individual's integrity: one knew right, but spoke (and acted) in the opposite way.

In the de-modernizing context, a human loses the reasons for pain. Once religious feelings or the sense of kinship are used for political purposes or for administrative subjugation, there is a huge risk that meanings and values represented by those Life-World guardians (church, family, community) become as manipulative, as ideology itself. The doublethink is in place, but now both thoughts are misleading and alienating. The doublespeak remains needed, but the words and the reference are equally deceiving. There is no certainty in what's right and genuine in this new double-situation.

Minakov, Mykhailo: Modernity and Revolution in Ukraine: On Genealogy of Euromaidan (in Ukrainian: Модерн і Революція в Україні: до питання про генеалогію Євромайдана), *Naukovi Zapysky NaUKMA*, 154, 45-53.

Minakov, Mykhailo: Utopian Images of the West and Russia of the Activists of Maidan and Anti-Maidan in 2013 – 2014 (in Russian: Утопические образы Запада и России у сторонников Евромайдана и их противников. элементы идеологического оформления конфликта в Украине 2013-2014 годов), *Forum noveishei vostochnojevropeiskoi istorii i kultury*, 2013, 61-73 [<http://www1.ku-eichstaett.de/ZIMOS/forum/docs/forumruss20/06Minakov.pdf>].

Minakov, Mykhailo: Frameworks of the Post-Soviet De-Modernization (in Ukrainian: Рамки пострадянської демодернізації), *Krytyka*, 2013: 9-10, 4-7.

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Bewegung im Wissensraum

## Deutsch als historische Wissenschaftssprache

### Projektbericht

Die Geschichte des Deutschen als Wissenschaftssprache hat sich in den letzten Jahren von einem stiefmütterlich behandelten Seitentrieb der Fachsprachenforschung zu einem fruchtbaren Forschungsfeld im Schnittbereich literatur- und kulturwissenschaftlicher, wissens-, wissenschafts- und universitätsgeschichtlicher und nicht zuletzt natürlich sprachhistorischer Zugänge entwickelt. Allerdings ist eine Konvergenz der unterschiedlichen Forschungsansätze im Hinblick auf eine fächerübergreifende Wissenschaftssprachgeschichte lediglich in Ansätzen zu erkennen. Selbst innerhalb der Sprachwissenschaft stehen sich zwei ausgesprochen konträre Forschungstraditionen gegenüber: eine inklusive, die bereits die Schriftzeugnisse des Frühmittelalters im Sinne einer gezielten Etablierung des Deutschen als *Wissenschaftssprache* interpretiert und damit die gesamten vormodernen Traditionen gelehrten Wissens einschließt, und eine exklusive, für die das Deutsche letztlich erst kurz vor 1700 zur Sprache der Wissenschaften geworden ist. Versteht man den wissenschaftlichen Sprachgebrauch mit Uwe Pörksen als den „institutionalisierte[n], vergegenständlichte[n] Teil einer gesellschaftlichen Vereinbarung darüber, was als Wissenschaft zugelassen wird“, so ist klar, dass sich Wissenschaftssprache auf unterschiedliche Weise

definieren lässt, etwa über die institutionelle Verankerung (d.h. eine je spezifische Trägerschaft institutionell vermittelter Bildung), den Gegenstandsbereich (d.h. dessen unterschiedliche Wissenschaftswürdigkeit, für die etwa die Universitäten eine Definitionshoheit beanspruchten) oder den Reflexionsmodus (d.h. eine bestimmte Form der rationalen Anverwandlung von Gegenständen, welche sich angesichts von epistemologischen Wenden, Denkstil-/Paradigmenwechseln o. Ä. als historisch wandelbar erweist).

Überdies hat in den vergangenen Jahren im Kontext der Erforschung von Wissenskulturen und mit dem ambitionierten Programm einer Wissensgeschichte eine Weitung des Blicks über den engeren disziplingeschichtlichen Bereich der universitär verfassten Wissenschaft hinaus auf die Produktion, Zirkulation und Nutzung von Wissen stattgefunden. Da in diesem Licht eine strikte Sonderung wissenschaftlicher von „vorwissenschaftlichen“ Praktiken schwer zu begründen ist (zumal für die Geisteswissenschaften), erscheint es angemessener, in Bezug auf Wissenschaftssprache zwischen den Sprachen moderner und denen vormoderner Wissenskulturen zu unterscheiden. Dies berücksichtigt bestehende Traditionen über den „big ditch“ der modernen Wissenschaftsrevolution hinweg

Dr. Michael Prinz  
war von April bis  
September 2014 Alfred Krupp  
Junior Fellow. Er ist  
Seminaroberassistent (Linguistik)  
am Deutschen Seminar der  
Universität Zürich.



Dr. Michael Prinz, geb. 1970, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Regensburg. Nach der Promotion 2004 in Regensburg und wissenschaftlichen Tätigkeiten an den Universitäten Regensburg, Leipzig und Helsinki (mit einem Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung) wechselte er 2013 als Seminaroberassistent

ans Deutsche Seminar der Universität Zürich. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der historischen Sprachwissenschaft und umfassen insbesondere die historische Lexikologie, Deutsch als Wissenschaftssprache, die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik und historisches Code-Switching.

Kurzvita

### »Figurativität und Formelhaftigkeit als Indikatoren des wissenschaftssprachlichen und institutionellen Wandels

Im Verlauf der Frühen Neuzeit etabliert sich die deutsche Sprache zunehmend im Bereich der Wissenschaftskommunikation. Während sie zuvor aufgrund der unangefochtenen Dominanz des Gelehrtenlateins an den Universitäten lediglich Nischen besetzen konnte, vollzieht sich v.a. im 18. Jahrhundert der Sprachenwechsel auf breiter Front und mit hoher Dynamik. Er war zugleich eingebettet in einen umfassenden wissenschafts- und universitätsgeschichtlichen Transformationsprozess, der u.a. von der bloßen Tradierung eines aus Sicht der Gesellschaft arkanen Wissenskanons wegführte. In diesem Zusammenhang mussten nun geeignete Ausdrucksmittel für eine Wissenschaftskommunikation in der Volkssprache entwickelt werden – auf der

Grundlage des Gelehrtenlateins, der historischen Fachsprachen und der „Gemeinsprache“. Dies gilt in besonderem Maß für den Bereich der sog. „alltäglichen“ Wissenschaftssprache, die mit dem Einzug des Deutschen in die akademische Domäne erst etabliert werden musste, ein Prozess, der unabhängig von der Entwicklung fachspezifischer Terminologien verlief. Als dessen Folge ist die (deutsche) alltägliche Wissenschaftssprache heute stark geprägt durch eine besondere Figurativität ihrer Ausdrucksmittel, die vorrangig im Rahmen konventioneller Formulierungsroutinen realisiert wird. Ziel des Projekts war es, die Herausbildung solcher figurativen Muster in der alltäglichen Wissenschaftssprache im Verlauf ihrer Entstehung zu beleuchten.

Fellow-Projekt

und entschärft den Widerspruch zwischen der inklusiven und exklusiven Lesart von *Wissenschaftssprache*.

### **Alltägliche Wissenschaftssprache**

Geht man davon aus, dass Wissen durch Speicherung und Transport immer auch formatiert wird, darf seine sprachliche Verfasstheit eigentlich nicht unbeachtet bleiben. Gleichwohl hat die Frage der konkreten Versprachlichung in Bezug auf die Zirkulations- und Nutzungsformen von Wissen in historischen Wissenschaftskulturen nur selten zu konkreten Forschungsanstrengungen geführt. Und selbst wenn, so lag der Fokus zumeist auf dem Bereich der wissenschaftlichen Terminologie, da Wissenschaftssprachen vor allem als akademische Fachsprachen mit einem systematisch ausgearbeiteten Apparat an hochgradig disziplinspezifischen Termini wahrgenommen werden, welche als präzise, kontextunabhängig und wohldefiniert zu denken seien. Dies ist jedoch allenfalls die halbe Wahrheit. Fach- und Wissenschaftssprachen bedienen sich in erheblichem Maß der „Gemeinsprache“ und schöpfen aus einem Fundus an sprachlichen Mitteln, der idealiter der gesamten Sprechergemeinschaft zur Verfügung steht. Dieses Phänomen ist für die Gegenwertsprache mehrfach beschrieben (und dabei unterschiedlich benannt) worden. Entscheidend ist: Für alle sprachlich verfassten Wissenschaften bilden die gemeinsprachlichen Anteile überhaupt erst den Hintergrund, auf dem sich die spezifischen terminologischen Systeme abbilden können. Diese „alltägliche“ Wissenschaftssprache (AWS) stellt gleichsam eine gemeinsame Ressource für alle Disziplinen dar. Ihre sprachhistorische Analyse kann helfen, die Auswahl und Umformung bestehender gemein- wie fachsprachlicher Kommunikationsmittel für den Zweck einer vernakulären Wissenschaftskommunikation besser zu verstehen, da der Sprachenwechsel seinen

konkreten sprachlichen Niederschlag auch und gerade in diesem Bereich gefunden hat. Die entsprechenden Ausdrucksmittel mussten allerdings mit dem Einzug des Deutschen in die akademische Domäne erst entwickelt bzw. etabliert werden, ein Anpassungsprozess, der unter anderen Vorzeichen stattfand als die (zudem sehr fachspezifische) Terminologearbeit. Für die Frage der Emanzipation vom Gelehrtenlatein und einer sprachlichen Öffnung der Universitäten gegenüber der Gesellschaft kommt der AWS somit eine entscheidende Rolle zu.

### **Formelhaftigkeit und Figurativität**

Es ist ein charakteristisches Merkmal der AWS, dass für die Versprachlichung der mentalen und kommunikativen Vorgänge des wissenschaftlichen Prozesses häufig „figurative“ Ausdrucksmittel wie *etw. herausarbeiten, aufgreifen, hervorheben* usw. zum Einsatz kommen, bei denen das wissenschaftliche Handeln in einen imaginären Wissensraum verlegt und als räumlich und zeitlich strukturierte Bewegungsoperation konzeptualisiert wird. In den genannten Beispielen sind mentale Vorgänge (hier: der analytische Zugriff auf einen wissenschaftlichen Sachverhalt, dessen Rezeption oder Bewertung) im Bildbereich der räumlichen Bewegung als gerichtet dargestellt (z. B. innen → außen, unten → oben) und schaffen eine kognitive Profilierung des Gegenstands. Gegenwartsbezogene kontrastive Untersuchungen aus der Perspektive des Deutschen als Fremdsprache haben gezeigt, dass sich die figurativen Züge der AWS als sprachspezifisch erweisen. Folglich sind auch im Verlauf der Sprachgeschichte diachrone Verschiebungen der wissenschaftssprachlichen Ausdrucksmittel entlang der Koordinate „figuratives Potential“ zu erwarten. Im Gegenwartsdeutsch handelt es sich bei den figurativen AWS-Verben um eine relativ geschlossene Gruppe, deren Verwendung in der Regel an etablierte

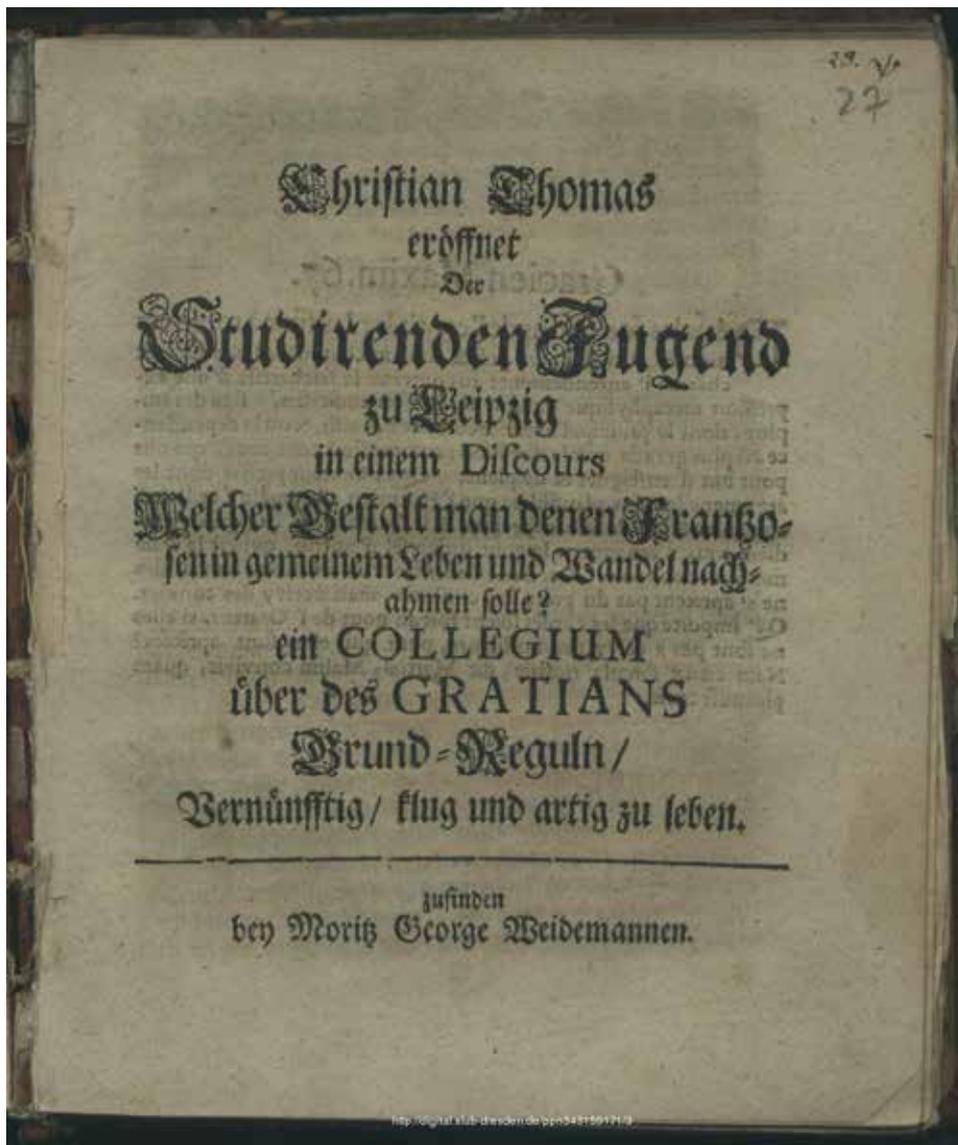


Abb. 1: Vorlesungsankündigung mit einer deutschen Programmschrift durch Christian Thomasius (Leipzig 1687) SLUB Dresden, Hist.univ.B.232, misc.27

Formulierungsroutinen gebunden ist. In vielen Fällen leisten diese eine Deagentivierung und damit einen Beitrag zur sprachlichen Konstruktion wissenschaftlicher „Objektivität“. Obwohl die Analyse formelhafter Sprache ein zentrales Anliegen verschiedener sprachwissenschaftlicher Teildisziplinen darstellt, ist unsere Kenntnis der sprachhistorischen Prozesse, die zur Herausbildung solcher formelhaften Strukturen geführt haben, limitiert; die spärlichen Ansätze in diesem Bereich bewegen sich fast ausschließlich auf dem Terrain der historischen Phraseologie.

Die gravierendste Erschwernis für eine Erfassung und Analyse wissenschaftssprachlicher Formulierungsroutinen ist derzeit das Fehlen morphologisch oder gar syntaktisch annotierter Textkorpora (oder selbst lemmatisierter Belegrepositorien) für dieses Überlieferungssegment. Auch lexikographische Hilfsmittel erweisen sich als nur beschränkt aussagekräftig, da z. B. die Werke der deutschen Frühaufklärung in den lexikographischen Korpora der historischen Großwörterbücher (etwa im DWB) stark unterrepräsentiert sind. Sichere Aussagen über das Aufkommen figurativer Verbverwendungen in den frühen Wissenschaftssprachen sind auf dieser Datengrundlage somit nicht möglich. Gerade Autoren wie Christian Thomasius, Nikolaus Hieronymus Gundling oder Christian Wolff kam für die Etablierung und Popularisierung wissenschaftssprachlicher Muster jedoch eine wichtige Rolle zu, weshalb der Fokus des Projekts gerade auf dieses zeitliche Segment gelegt wurde. Als besonders ergiebig und aussagekräftig erwiesen sich dabei Übersetzungen zeitgenössischer wissenschaftlicher Werke, sowohl vom Lateinischen ins Deutsche als auch in die entgegengesetzte Richtung (mitunter Selbstübersetzungen oder Schülerarbeiten). Deren Analyse liefert einen Einblick in die Genese figurativer wissenschaftssprachlicher Formulierungsroutinen und erlaubt eine Mo-

dellierung der Umschichtungsprozesse innerhalb des neuzeitlichen Varietätenspektrums (historische Fachsprachen, „Gemeinsprache“, Gelehrtenlatein), die zur Entstehung einer AWS des Deutschen führten.

Durch die terminbedingte Verkürzung des Fellowships auf ein halbes Jahr musste ich das Projekt längerfristig anlegen. Neben der Arbeit an dem skizzierten Vorhaben, bei dem ich die Materialerhebung weitgehend abschließen konnte, entstanden in Greifswald – im Zuge der Korpusbildung – ein Beitrag zu den deutschsprachigen Vorlesungen von Christian Thomasius und Vorarbeiten zu einem Buchprojekt (für die Reihe: „Dokumentation germanistischer Forschung“), welches das Themenfeld „Geschichte des Deutschen als Wissenschaftssprache“ forschungsgeschichtlich erschließen soll. Überdies habe ich in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft der Universität Greifswald (Professor Dr. Jürgen Schiewe) eine Tagung zur „Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen“ konzipiert, die vom 12. bis 14. November 2015 am Krupp-Kolleg stattfinden wird.

Abschließend eine persönliche Bemerkung: Ich habe während des Sommersemester 2014 in Greifswald eine Zeit intensiver und konzentrierter Forschungsarbeit in einem inspirierenden, motivierenden und äußerst professionell organisierten Arbeitsumfeld erleben dürfen. Für das Fellowship und die exzellente Betreuung durch die kompetenten und stets hilfsbereiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Krupp-Kollegs möchte ich mich deshalb sehr herzlich bedanken. Neben zahlreichen fachlich wie persönlich bereichernden Kontakten, die (z. B. im Rahmen der wöchentlichen Fellowlunches) einen fruchtbaren und stimulierenden Austausch über Fächergrenzen hinweg möglich gemacht haben, verdanke ich dem Krupp-Kolleg viele schöne Erinnerungen (besonders an den wunderbaren Abschlussaus-

flug nach Hiddensee), zudem die (zunächst nur widerwillig gewonnene) Einsicht, dass der Verzehr grüngrätiger Belonidae als gesundheitsunbedenklich gelten darf, und nicht zuletzt die Erkenntnis, dass Archivbesuche am Kolleg

auch im Rundlaufmodus absolviert werden können. Bedauern empfinde ich allenfalls darüber, dass die Auslobung eines *permanent fellowships* im Rahmen des WiKo-WM-Tippspiels sich als nicht durchsetzbar erwies.

Prinz, Michael: Sprachenwahl als Skandalon? Zu Christian Thomasius' deutschsprachiger Vorlesung von 1687 und seinen Leipziger Programmschriften. In: Zeitschrift für deutsche Philologie (eingereicht).

Prinz, Michael: Sprache und Beziehung (zusammen mit Stefan Hauser). In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 42 (2014), 111-119.

Prinz, Michael: Die Anfänge der historischen Lexikographie des Deutschen. In: Prinz, M. / Solms, H.-J. (Hgg.): *vnuornemliche alde vocabulen - gute, brauchbare Wörter. Zu den Anfängen der historischen Lexikographie* (Zeitschrift für deutsche Philologie, Sonderheft 2013). Berlin 2014, 5-28.

Prinz, Michael: Christoph Zobel's Glossar zum sächsisch-magdeburgischen Recht (1537) und die Anfänge einer deutschen Archaismen-Lexikographie. In: Prinz, M. / Solms, H.-J. (Hgg.): *vnuornemliche alde vocabulen - gute, brauchbare Wörter. Zu den Anfängen der historischen Lexikographie* (Zeitschrift für deutsche Philologie, Sonderheft 2013). Berlin 2014, 29-70.

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Späthumanisten oder Reformatoren?

Andreas Fricius Modrevius (1503–1572)

und die Reformation in der polnisch-litauischen  
Adelsrepublik

## Projektbericht

Als ich mich um eine Fellowship im Greifswalder Kolleg bewarb, wusste ich schon, was mich hier erwartet. Als Mitglied des Graduiertenkollegs 619 ‚Mare Balticum‘ war ich schon in Greifswald zu der Zeit, als das Kolleg eröffnet wurde. Viele ältere Fellows wie Professor Dr. Luise Schorn-Schütte, Dr. Agnieszka Pufelska oder Professor Dr. Beat Kümin habe ich in der Zwischenzeit auch persönlich kennengelernt. Alle haben nur sehr positiv über das Kolleg berichtet, aber die Realität hat die Erwartungen überboten.

Bekanntlich ist es schwer, in perfekten Arbeitsbedingungen ein Projekt abzuschließen, weil man schnell dazu neigt, es in die Unendlichkeit auszudehnen, um alle Chancen und Möglichkeiten zu nutzen. Deswegen habe ich versucht, meine Recherche über den Späthumanismus und die Reformation in Greifswald auf die zentrale Frage zu begrenzen: ob die Rezeption der republikanischen Theorie die Entwicklung der Reformationsidee in Polen förderte oder verhinderte.

Bereitet der Reformationsbegriff meistens keine Definitionsprobleme, ist der Republikanismus viel schwerer zu bestimmen. Weder die historische Theorie noch die historische Praxis des Republikanismus wurden von ihren Vertretern eindeutig definiert. Es gab keine

explizite politische Schule des Republikanismus, die über eigene Lehrstühle oder gar Universitäten verfügte. Kein Mensch würde im 16. und 17. Jahrhundert sagen: „Ich gehöre zur republikanischen Schule“. Vielmehr handelt es sich also um ein Phänomen, das erst von Historikern (wie Hans Baron, John Pocock, Quentin Skinner, Luise Schorn-Schütte oder Thomas Maissen) benannt wurde, um den Triumph des republikanischen Denkens am Ende der Frühneuzeit zu erklären und historisch zu verwurzeln – um die Antike über das Florenz des Quattrocento mit dem Amerika der Revolution zu verbinden.

Trotzdem war das Phänomen weit verbreitet, sodass fast jeder Teilnehmer des politischen Lebens in der frühen Neuzeit wahrscheinlich sagen würde: „Ich bin Republikaner“ oder „Ich lebe in einer Republik“, denn fast alle Herrschaftsformen wurden als Republik verstanden und bezeichnet. Anders gesagt, wurde „Republik“ vielleicht noch im Florenz des 15. Jahrhundert mit einer republikanischen, d.h. nicht monarchischen Verfassung gleichgesetzt, aber schon im 16. Jahrhundert dachten die humanistisch geprägten Eliten des monarchischen Nordeuropas, dass sich die republikanischen Ideen auch in einer Monarchie realisieren ließen. Die Historiker stellten es zuerst für italienische Städte wie Florenz

Dr. Maciej Ptaszyński  
war von Oktober 2013 bis  
Februar 2014 Alfried Krupp  
Junior Fellow. Er übt eine  
Lehrtätigkeit am Historischen  
Institut an der Universität  
Warschau aus.



Dr. Maciej Ptaszyński studierte Geschichte und Philosophie an der Universität Warschau und an der Freien Universität Berlin. Von 2003 bis 2006 war er Stipendiat des Graduiertenkollegs 619 „Kontaktzone Mare Balticum. Fremdheit und Integration im Ostseeraum“ in Greifswald und wurde 2007 mit einer Arbeit über die evangelische Geistlichkeit in den

Herzogtümern Pommerns 1560-1618 an der Warschauer Universität promoviert. Zu seinen Forschungsgebieten gehören Reformations- und Konfessionalisierungsgeschichte in Polen und im Reich sowie die Geschichte des Humanismus und der deutsch-polnischen Kontakte in der Frühen Neuzeit.

Kurzvita

### »Am Anfang war die Republik. Oder doch das Wort?

Die Reformation in Polen war ein ‚Patchwork‘ von Bewegungen und Prozessen, in denen sich Gemeind-, Rats- und Fürstenreformationen nebeneinander entwickelten. Diese Reformationen entfalteten sich in ständiger Wechselbeziehung zu den protestantischen Zentren in Westeuropa, vor allem im Reich, in der Schweiz und in Frankreich. Meiner Hauptthese zufolge spielten die Späthumanisten sowohl beim Brückenschlag als auch bei der Herstellung der theologischen und kirchenrechtlichen Grundlagen der Bewegung eine besondere Rolle. Diese zweite und dritte Generation der polnischen Humanisten ent-

wickelte in Anlehnung an die Theologen aus dem Reich und aus der Schweiz ihre eigenen theologischen Positionen, in denen sie die Theologie mit politischen Theorien in Verbindung brachte.

Als signifikantes Beispiel dafür kann vor allem Andreas Fricius Modreus (1503-1572) gelten, der die republikanische Theorie der Frühen Neuzeit in Polen verbreitete, das Augsburger Interim (1548) mit großem Interesse verfolgte, die Widerstandslehre von Jean Calvin wiederholte und anschließend zum Antitrinitarismus neigte.

Fellow-Projekt

und Venedig fest, dann für die nichtmonarchischen Verbandsstaaten Schweiz oder Niederlande, schließlich für Polen und England, wo das Parlament neben dem Monarch große Rolle spielte. Der Republikanismus war eine „Sprache“ oder eine „Ideologie“, die sich über die Grenze hinaus verbreitete.

Warum war die Republik so attraktiv? Die Antwort scheint heute relativ klar zu sein. Im Zuge der Wiederentdeckung der Antike wurde die Republik als einzige Herrschaftsform verstanden, die die Freiheit und Partizipation der Bürger in allen Verfassungen gewährleistete. Der historische Republikanismus setzte voraus, dass es nur in der Republik möglich sei, die Freiheit der Bürger mit der Freiheit des Landes in Einklang zu bringen. Die Freiheit des Einzelnen sei durch die Freiheit der Gemeinschaft gewährleistet und bedingt. Ohne freie Gemeinschaft gebe es keine politischen Freiheiten.

In meinen Recherchen habe ich versucht zu beweisen, dass die königliche Kanzlei und die kirchliche Obrigkeit in Polen viele Argumente und Begriffe aus dem republikanischen Wortschatz nutzten, um gegen die Reformationsideen zu argumentieren bzw. sie zu verbieten. Erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die republikanische Sprache zugunsten der

Reformation benutzt. Für diese Entwicklung spielte Andreas Fricius Modrevius eine zentrale Rolle.

Während meines Aufenthaltes durfte ich nur selten vom Schreibtisch aufstehen, aber immer wenn ich es tat, hatte ich einen guten Grund. Gleich nach dem Anfang der Fellowship durfte ich mein Projekt in Form eines Abendvortrags vorstellen. Kurz danach wurde ich eingeladen, um am Forum Geistes- und Sozialwissenschaften *Promotion? Und dann? Perspektiventag für Promovierende und Postdocs und alle, die es werden wollen* im Kolleg teilzunehmen.

Die Ergebnisse meiner Forschung habe ich mit vielen Kollegen und Alumni diskutiert. Während des Aufenthalts habe ich ein Referat „Humanistische Republik. Erasmianismus in Polen“ im Rahmen des Oberseminars von Frau Professor Dr. Luise Schorn-Schütte in Bad Homburg gehalten (24. und 25. Januar 2014). Kurz nach dem Abschluss des Semesters besuchte ich Herrn Professor Dr. Beat Kümin in Gersau (Schweiz), um über das Thema „Republik und Reformation. Republikanismus in Polen am Anfang des 16. Jahrhunderts“ auf der Tagung *Klein aber Frei? Eigen- und Fremdbestimmung in europäischen Republiken* zu sprechen (21. bis 23. März 2014).

Ptaszyński, Maciej: Polska tolerancja czy początki Oświecenia? Jonasz Szlichtyng (1592-1661) jako teolog „drugiej reformacji”, „Odrodzenie i Reformacja w Polsce” 57, 2013, s. 30-75

Ptaszyński, Maciej: How to Find a Job? Work-related Mobility of the Lutheran Clergy in Germany, „Acta Poloniae Historica”, 108, 2013, s. 46-70

Ptaszyński, Maciej: Between Marginalization and Orthodoxy: The Unitas Fratrum in Poland in the Sixteenth Century, „Journal of Moravian History” 14, 2014, s. 1-29

Ptaszyński, Maciej: Lutherisches Kirchenregiment im Kreuzfeuer interner Kritik? Konfliktsituationen zwischen dem Stralsunder Superintendenten und dem pommerschen Generalsuperintendenten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Zwischen Ekklesiologie und Administration. Modelle territorialer Kirchenleitung und Religionsverwaltung im Jahrhundert der europäischen Reformationen, hrsg. J. Wischmeyer, Göttingen 2013, S. 155-192

# Der romantische Mann

## Zur Bild-, Kunst- und Ideengeschichte von Männlichkeit zwischen 1780 und 1850

### Projektbericht

Das Senior-Fellowship am Alfried Krupp Wissenschaftskolleg in Greifswald im Winter 2013/2014 in Greifswald bot herausragende Voraussetzungen, um das Buchprojekt *Der romantische Mann. Zur Kunst- Bild- und Ideengeschichte von Männlichkeit zwischen 1780 und 1850* konzeptuell und inhaltlich erheblich weiterzuentwickeln und erste Ergebnisse in der öffentlichen Fellow-Lecture im Januar 2014 zu präsentieren. Mein Ziel für den halbjährigen Aufenthalt in Greifswald war, meine kunsthistorischen Vorarbeiten zum romantischen Künstlersubjekt im theoretischen Rahmen der Geschlechtergeschichte zu systematisieren und in ein Gesamtpanorama des Künstlerbildes im 19. Jahrhundert zu integrieren, das ganz gezielt die Männlichkeit und ihre visuelle Repräsentation in den Blick nimmt. Am Beginn stand daher zunächst die intensive Lektüre vor allem theoretischer Positionen der Gender Studies, da das Fach Kunstgeschichte bisher kein eigenes theoretisches Instrumentarium ausgebildet hat, um geschlechterspezifische Fragen gerade für den Zeitraum um 1800 zu analysieren. Der Gegenstand des Buchprojekts, das in Greifswald erheblich an Profil gewonnen hat, ist die Rekonstruktion eines bildlichen Diskurses, der in der Zeit um 1800 seinen Anfang nimmt. Ich frage in geschlechtergeschichtlicher Perspektive,

wie sich das Bild des Mannes um 1800 neu formiert und in den relevanten Medien, vor allem in bildender Kunst und Literatur, dargestellt und propagiert wird. Im Zentrum meiner Untersuchung steht dabei die Erforschung des romantischen Künstlers als Konstrukt und Ausnahmesubjekt, das auf die eingreifenden sozialen, politischen, ästhetischen und künstlerischen Prozesse des ausgehenden 18. Jahrhunderts reagiert. Damit steht auch die Vorgeschichte des männlichen Künstlersubjekts als Außenseiter, und damit eine Generalerzählung der Moderne, zur Debatte. Mein Buch ist ein kunst- und bildhistorischer Beitrag zur Erforschung von Männlichkeit und ihrer visuellen Repräsentation zu Beginn der künstlerischen Moderne. Die leitende These dabei ist, dass die visuelle Repräsentation von Männlichkeit in der Geniezeit und klassisch-romantischen Kunstperiode zwischen etwa 1780 und 1850 in den deutschsprachigen Ländern durch die Ausbildung eigentümlicher Bildkonzepte ausgezeichnet ist. Individualität, Originalität und Charakter des männlichen Künstlersubjekts, wie sie in den Selbstinszenierungen, Selbstdarstellungen und Selbstdeutungen vorgeführt werden, stehen in enger Beziehung zu den ästhetischen Postulaten der Epoche wie Natur, Autonomie, Authentizität, Kreativität und ohne universal gültige Regeln auskom-



Professor Dr. Michael Thimann  
war von Oktober 2013 bis  
März 2014 Alfred Krupp  
Senior Fellow. Er ist Inhaber  
des Lehrstuhls für  
Kunstgeschichte an der  
Georg-August-Universität  
Göttingen.

Professor Dr. Michael Thimann studierte Kunstgeschichte, Klassische Archäologie, Frühchristliche Archäologie und Literaturwissenschaft. 2000 erfolgte die Promotion in Berlin, 2008 die Habilitation in Basel. Von 2006 bis 2011 war Michael Thimann Leiter einer Max-Planck-Research-Group am Kunsthistorischen Institut in Florenz (MPI) und ist seit November 2012

Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen. Seit 2010 ist er Mitherausgeber der Gesammelten Schriften von Aby Warburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind das frühneuzeitliche Künstlerwissen, die Ovidrezeption, Friedrich Overbeck und die Malerei der Klassik und Romantik.

Kurzvita

### »Der romantische Mann.

Der Künstler in der Romantik ist in der Regel ein Mann. Zwar sind Frauen an der literarischen Romantik entschieden beteiligt, doch bleibt die romantische Bildkunst ein weitgehend männlich dominiertes Phänomen. Die kunsthistorische Romantikforschung hat sich der Frage nach der Thematisierung einer spezifischen Männlichkeit im frühen 19. Jahrhundert im Hinblick auf den Künstler noch nicht gestellt. Gegenstand des Projekts ist daher die Rekonstruktion eines bildlichen Diskurses, der in der Zeit um 1800 seinen Anfang nimmt. Im Zentrum steht dabei der romantische Künstler als Ausnahmefigur, womit die Vorgeschichte des männlichen Künstlersubjekts als Außen-seiter als eine Generalerzählung der Moderne kritisch reflektiert wird. Die visuelle Repräsentation von Männlichkeit ist in der klassisch-romantischen Kunstperiode zwischen etwa 1780 und 1850 gerade in den deutschsprachigen Ländern durch die Ausbildung eigentümlicher Bildkonzepte ausgezeichnet. Im

Rahmen des Buchprojektes soll das von der Forschung erschlossene biographische Material geschlechtergeschichtlich diskursiviert werden, um das Image des ‚romantischen Mannes‘ als Konstruktion zu beschreiben, die sich aus epochenspezifischen Entwicklungen, Selbststilisierungen und auch aus den sozialen und politischen Oppositionen begreifen lässt, welche die Künstler einnehmen. Die zentrale Frage ist: Wie formt sich nach dem weitgehenden Ende der höfischen und kirchlichen Auftragskunst um 1800 ein neuer bürgerlicher Künstlertyp, der seine Männlichkeit reflektiert, sein romantisches Selbst und seine soziale Gruppen- oder Familienzugehörigkeit betont in Szene setzt und bewusst mit sozialen Konventionen bricht, indem er auch Gefühl, Melancholie, Einsamkeit, Armut und Verzweiflung zur Schau stellt, kurzum: auch sein mögliches Scheitern als ein aus allen herkömmlichen gesellschaftlichen Bindungen gelöstes autonomes Künstlersubjekt thematisiert?

Fellow-Projekt

mendes Schöpferum. Diese Verbindungen möchte ich analytisch und diskursgeschichtlich aufzeigen, und so konnte ich in Greifswald einen ersten zentralen Abschnitt auch schon ausarbeiten und erste Ergebnisse im Rahmen der Fellow-Lecture präsentieren. Ich konzentrierte mich dabei zunächst auf ein zentrales Phänomen des Künstlerkultes um 1800,



Abb. 1: Johann Evangelist Scheffer von Leonhardshoff, Selbstbildnis im Stile Raffaels, 1820, Wien, Belvedere, Österreichische Galerie

auf den Raffael-Kult der Deutschen, der ein männliches Ausnahmesubjekt, nämlich den Künstlerheiligen und ‚göttlichen Knaben‘ Raffael in den Mittelpunkt stellt. Raffael-Verehrung und Raffael-*imitatio* sind zentrale Mittel des künstlerischen *self-fashioning* um 1800 und in der Selbstinszenierung vieler Künstler nachzuweisen (Abb. 1), was ich in der Fellow-Lecture aufzuzeigen versucht habe. Diese Studien setzen sich nun fort in einem Ausstellungsprojekt an der Kunstsammlung der Georg-August-Universität Göttingen, in dem es um *Sterbliche Götter. Raffael und Dürer in der Kunst der Romantik* geht und die Idee des absoluten Künstler-Ichs, wie sie in der Romantik im Raffael- und Dürer-Kult ihren Ausdruck findet, in Schlüsselwerken ausgestellt werden soll. Der Greifswalder Aufenthalt hat mir den intellektuellen Freiraum gegeben, dieses Projekt konzeptuell auszuarbeiten, so dass die Ausstellung mit über 100 Objekten schon im April 2015 eröffnet werden kann und von einem umfangreichen Katalog begleitet werden wird. Mein Leitartikel für den Katalog enthält zentrale Passagen, die ich schon im Rahmen der Fellow-Lecture in Greifswald erstmals dem Publikum präsentiert habe.

Meine Beobachtung war, dass sich die traditionelle Romantikforschung die Frage nach der Thematisierung einer spezifischen Männlichkeit im frühen 19. Jahrhundert im Hinblick auf den Künstler noch nicht gestellt hat. Der romantische Künstler ist in der Regel ein Mann; Frauen sind an der literarischen Romantik zwar entschieden beteiligt, doch bleibt die romantische Bildkunst ein weitgehend männlich dominiertes Phänomen. Von Ausnahmefiguren wie Angelika Kauffmann abgesehen ist der ‚idealistische Künstler‘ um 1800 männlich, da ihm allein, nach der alten Auffassung von der vornehmlich nachahmenden Tätigkeit der Malerinnen, die Disposition zukomme, intellektuell tätig zu werden und Gedanken von philosophischer Dignität zu

gestalten. Auch wenn die Grenzen brüchig werden und – dem ideellen Muster des Malerjünglings Raffael folgend – auch feminine und kindhaft-androgyne Künstlertypen auftreten, ist die Bildkunst der Romantik aufgrund der lange anhaltenden Vorbehalte gegenüber Frauen, deren Tätigkeit weitgehend auf Gattungen wie Stillleben, Blumenmalerei und Porträt beschränkt bleibt, eine männlich dominierte Welt. Soziale Konventionen haben entscheidend damit zu tun. Ein genderorientierter Diskurs ist in der Romantikforschung, auch in jüngerer Zeit, noch nicht geführt worden. Gerade in der Kunstgeschichte überwiegt gegenüber den Lebensläufen der romantischen Maler und Zeichner entweder ein rein historisierender oder sentimentaler Ton sowie die undifferenzierte Ausschreibung biographischer Informationen, die aus den in der Regel reichlich fließenden Quellen (Viten, Autobiographien, Korrespondenzen, Tagebücher und andere Ego-Dokumente) entnommen werden. Dass aber künstlerische Selbstdarstellungen (Abb. 2), seien sie nun bildlich oder in Form von niedergeschriebenen Lebensberichten überliefert, immer eine Form von Repräsentation sind, bei der es keine unverstellte Beziehung zwischen Darstellung und Dargestelltem, zwischen historisch-sozialer ‚Wirklichkeit‘ und künstlerisch gestalteter und gedeuteter Wirklichkeit gibt, das hat die Romantikforschung noch nicht genügend zur Kenntnis genommen. Mein Buch, dessen Erscheinen ich für das Jahr 2016 plane, versteht sich in diesem Sinne als eine geschlechtergeschichtliche Diskursivierung des von der Forschung erschlossenen biographischen Materials, um das Image des ‚romantischen Mannes‘ als Konstruktion zu beschreiben, die sich aus epochenspezifischen Entwicklungen, Selbststilisierungen und auch aus den sozialen und politischen Oppositionen begreifen lässt, welche die Künstler einnehmen. So dürfte der Hang zu einer deutlich vorgetragenen Individualität und Intellektua-



Abb. 2: Victor Emil Janssen, Selbstbildnis als Schmerzensmann, 1829, Hamburg, Kunsthalle

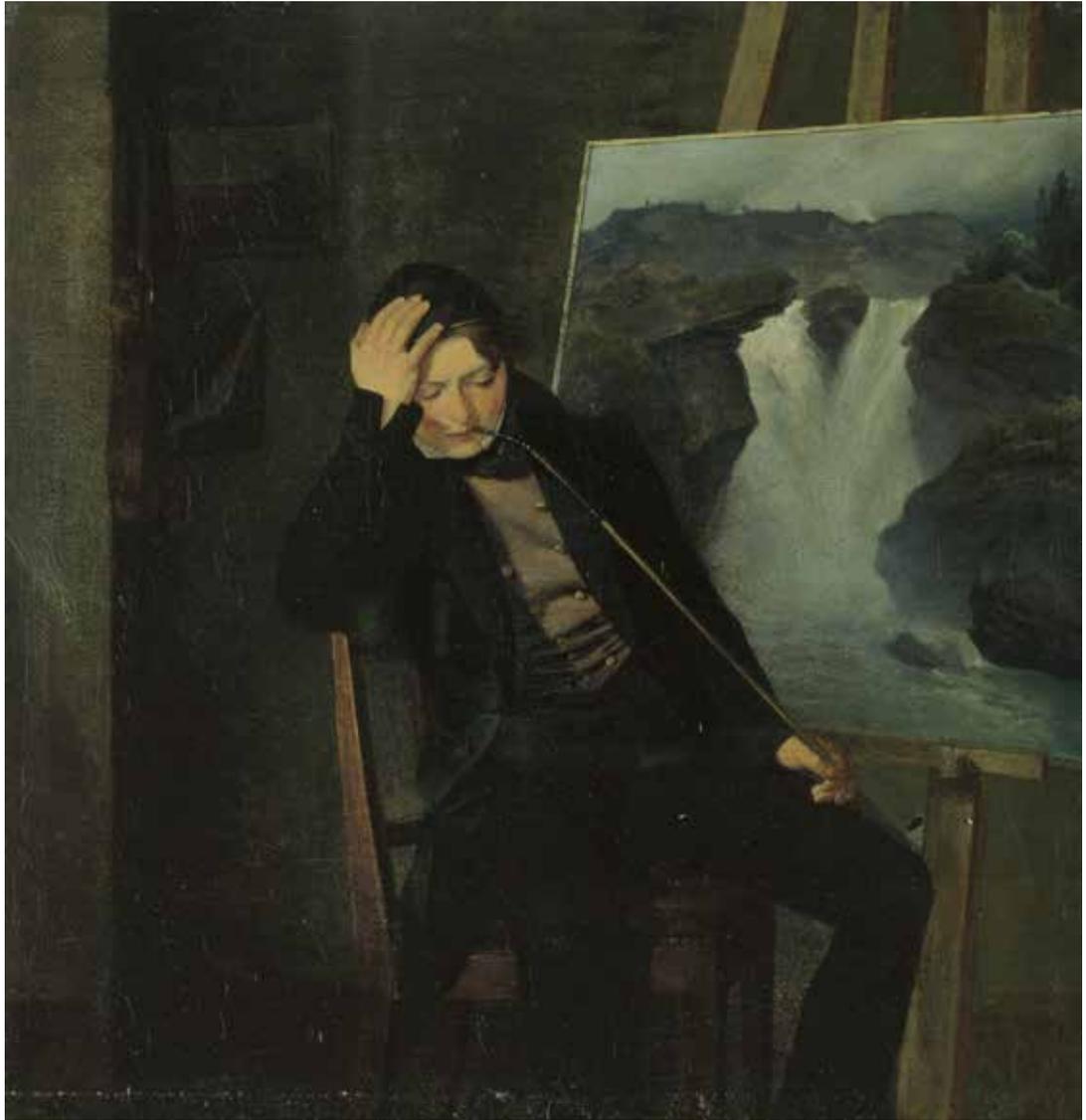


Abb. 3: Wilhelm Bendz, Georg Crola als Melancholiker vor der Staffelei, 1832, Berlin, Nationalgalerie

lität, gerade im Selbstbildnis, auf die Autonomisierung der Künste um 1800 reagieren; der Zusammenschluss von Malern in Lukasgilden, Männerbünden und Künstlergesellschaften ist einerseits retrospektiv motiviert (als eine Form utopischen Mittelalters), geht aber auch mit bürgerlichen Formen der Sozialisierung einher, die namentlich im Kontext der Befreiungskriege eine neue politische Dynamik entwickeln.

Der performative Charakter der Künstlerfeste (z. B. die Cervaro-Feste der deutsch-römischen Künstlergemeinschaft, die sich als „Ponte-Molle-Ritter“ bezeichneten) mit ihren teils militärischen Rollenspielen gehören auch in diesen Kontext und sind in Hinblick auf das dort vorgetragene affirmative oder durch Maskerade persiflierte Ideal von Männlichkeit zu befragen. Meine zentrale Frage ist: Wie

formt sich nach dem weitgehenden Ende der höfischen und kirchlichen Auftragskunst, die das frühneuzeitliche Modell des Hofkünstlers hervorgebracht hatte, um 1800 ein neuer bürgerlicher Künstlertyp, der seine Männlichkeit reflektiert, sein romantisches Selbst und seine soziale Gruppen- oder Familienzugehörigkeit betont in Szene setzt und bewusst mit sozialen Konventionen bricht, indem er auch Gefühl, Melancholie, Einsamkeit, Armut und Verzweiflung zur Schau stellt (Abb. 3), kurzum: auch sein mögliches Scheitern als ein aus allen herkömmlichen gesellschaftlichen Bindungen gelöstes autonomes Künstlersubjekt thematisiert? Eingedenk der jüngeren Problematisierung der Epochenbegriffe von Klassik und Romantik überzeichnet die titelgebende Metapher vom „romantischen Mann“ ganz bewusst, um in der Analyse dann Kontinuitäten und Brüche mit den vorgängigen Künstlerbildern der Frühen Neuzeit (z. B. *pictor doctus*, Hofkünstler, Kirchenmaler, zünftig organisiert Malerhandwerker) und des 18. Jahrhunderts (Akademiker, Virtuose) differenzierter zu konturieren. Das Buch besitzt dabei

einen ausgesprochen kunst- und bildhistorischen Fokus, doch werden auch literaturwissenschaftliche Analysen geliefert, da literarische Schlüsseltexte wiederum oft die Muster für die visuelle Stilisierung abgegeben haben (Tieck: *Franz Sternbalds Wanderungen*; Keller: *Der Grüne Heinrich*). Die Bilder und die Texte sollen auf ihre Topik hin befragt werden, wie sich das Bild des „romantischen Mannes“ in den Jahren nach 1800 ausdifferenziert und in ganz spezifischen Bildkonzepten Ausdruck gefunden hat.

Der Aufenthalt in Greifswald hat mir die Möglichkeit gegeben, mein primär kunsthistorisches Material in einen theoretischen Rahmen zu stellen und entscheidende konzeptuelle Schritte zu vollziehen, um aus der Idee ein Buch werden zu lassen. Meine in Greifswald vorangetriebenen Forschungen zum Raffael-Kult bilden zudem die Grundlage für das beschriebene Ausstellungsprojekt, in dem bereits zentrale Fragen der Vorstellungen von Männlichkeit um 1800 in den Blick genommen werden.

Thimann, Michael: Friedrich Overbeck und die Bildkonzepte des 19. Jahrhunderts, Regensburg 2014 (= Studien zur christlichen Kunst; 8)

Thimann, Michael: „Thomas Mann und das Michelangelo-Bild der Deutschen“, in: Thomas-Mann-Jahrbuch, 26, 2013, S. 39-52

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

Thimann, Michael: Raffael als Idee. Ein Künstlerphantasma der Romantik. Vortrag, Frankfurt am Main: H. W. Fichter, 2014.

# Ich unterschreibe, also bin ich

## Die Signatur als Authentifizierungsstrategie in der Kunst der Gegenwart und im Design

### Projektbericht

Nicht selten haben Künstlerinnen und Künstler den Versuch unternommen, die Signatur selbstreflexiv, ironisch, als mehrdeutiges Bildzeichen, als Metaerzählung oder als Subtext einzusetzen – und damit ihre Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. Dass die Signatur im 20. und 21. Jahrhundert zahlreiche selbstreflexive und institutionenkritische Aspekte aufweist, lässt sich an der Art und Weise, wie Marcel Duchamp, Andy Warhol, Eva Hesse oder Dragset & Elmgreen sie eingesetzt haben, aufzeigen. Die Signatur wird daher von mir im Rahmen meines Projekts als ein selbstreferentielles ästhetisches Phänomen gedeutet, das diverse Möglichkeiten zur autorschaftlichen Selbstinszenierung und zur Kommentierung von künstlerischen Schaffensprozessen eröffnet. Dem korrespondiert eine Kunstwissenschaft, die unter Berücksichtigung der Verschiebung der Parameter, die aus Roland Barthes' und Michel Foucaults Überlegungen zum „Tod des Autors“ resultiert, Autorschaftsmodelle und Authentifizierungsstrategien kritisch hinterfragt. (Abb. 1)

Des Weiteren verfolge ich im Rahmen meines Projekts die Spur, inwieweit die Unterschrift etwas visualisiert, das ein Künstler, eine Künstlerin nicht willentlich beeinflussen kann. Das Schriftbild zeugt von Stimmungen, vom

Atemrhythmus und von der Herzfrequenz der Schreibenden; es verbindet den Künstler mit dem Kunstwerk, den Körper mit dem Objekt. Angesiedelt im Zwischenraum zwischen dem Intentionalen und dem Unbewussten, dem Fixierten und dem Performativen, dem Lesen und dem Sehen ist die Signatur ein arbiträres Zeichen – und somit ein ideales Forschungsfeld für intermediale und paratextuelle Studien.

Auch die juristische Dimension soll nicht unberücksichtigt bleiben, denn schließlich ist sie der Grund dafür, dass sich seit Jahrhunderten im Großen und Ganzen an der Signierpraxis in der Kunst wenig geändert hat. Zeitgenössische Künstlerinnen und Künstlerinnen, ob Neo Rauch, Gerhard Richter, Thomas Demand oder Cindy Sherman, signieren ihre Produktionen traditionell auf der Vorder- oder Rückseite. Mit ihrer Unterschrift, sei sie in Bleistift, Filzstift, Kugelschreiber, Acryl- oder Ölfarbe hinterlassen, rekurren sie auf ein singuläres Ereignis, den einmaligen Moment des eigenhändigen Schreibens zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort. Auf diese Weise besiegeln sie mit ihrer Signatur eine Art von Vertrag. Dieser Vertrag wird zwischen dem Künstler bzw. der Künstlerin und der Gesellschaft im performativen Akt des Un-

## Professor Dr. Annette Tietenberg

war von April bis September 2014  
Alfried Krupp Senior Fellow.  
Sie ist Professorin für Kunstwissenschaft  
an der Hochschule für Bildende Künste  
Braunschweig.



Annette Tietenberg studierte Kunstwissenschaft und Neuere deutsche Philologie. Promoviert wurde sie an der TU Berlin zur Rezeptionsgeschichte der amerikanischen Künstlerin Eva Hesse. Von 1996 bis 2001 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der UdK Berlin; zudem (co-)kuratierte sie zahlreiche Ausstellungen. Es folgten Lehraufträge und eine Vielzahl von

Gast- und Vertretungsprofessuren. Seit 2007 ist sie Professorin für Kunstwissenschaft mit dem Schwerpunkt Kunst der Gegenwart an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Authentifizierungsstrategien in Kunst und Design, Kunst und Design im Weltraumzeitalter, interkulturelle Transfers von Muster und Ornament.

Kurzvita

### »Die Signatur als Authentifizierungsstrategie in der Kunst der Gegenwart und im Design

Für die Kunstgeschichtsschreibung war und ist die Signatur ein wichtiges Instrumentarium für Zuschreibungen. Dies lässt sich an der Vielzahl von Signatur- und Monogrammkatalogen ablesen. Die Unterschrift des Künstlers bzw. der Künstlerin dient dabei als Indiz in der Argumentationskette eines Echtheitsnachweises. Ergänzend hierzu erforsche ich die Signatur im Kontext von Autorschaftsmodellen in der zeitgenössischen Kunst und im Design. Denn im 20. und 21. Jahrhundert ist die Künstlersignatur weit mehr als eine tradierte Beglaubigungspraxis: Künstlerinnen und Künstler setzen Signaturen gezielt als Authentifizierungsstrategie ein. Mit Hilfe von Verschiebungen, Ironisierungen und Poetisierungen verwandeln sie die Signatur in ein Medium, das sprachliche Kommentierungen, selbstreflexive Äußerungen und institutionenkritische Randbemerkungen zulässt. Im Kontext des Designs hingegen verweist die Signatur auf

eine bislang noch kaum reflektierte Interdependenz von Serienproduktion und Autorschaft. Die Signatur, einst in der Kunst Garant von Einmaligkeit und Zeichen eines Anwesend-Gewesen-Seins in einem vergangenen Jetzt, wird im Design mit Hilfe von Gussformen, Pressen, Stanzen, Plottern und Webmaschinen in beliebiger Anzahl vervielfältigt und Gegenständen aufgedrückt, eingraviert und implementiert – selbst dann noch, wenn ihre ‚Schöpfer‘ selbst bereits das Zeitliche gesegnet haben. Damit sollen Plagiate unterbunden oder zumindest erschwert werden. Doch das ist es nicht allein. Die reproduzierbare Signatur ist Sinnbild jener Paradoxie, die mit der industriellen Revolution Einzug gehalten hat. Wiewohl selbst ein Produkt der Wiederholung, beharrt die vervielfältigte Unterschrift darauf, dass es einen Ursprung und etwas Einmaliges gegeben hat. Quad erat demonstrandum.

Fellow-Projekt



Abb. 1: Thilo Droste, *Unter Freunden*, 2008, 26 Aquatinta-Radiierungen, je 25 x 25 cm, Aufl. 7 Ex.; Abdruck mit Genehmigung des Künstlers, ©VG Bild

terzeichnens geschlossen. Dadurch kann sich ein Galerist oder eine Sammlerin der Urheberschaft – und damit auch der Originalität eines Kunstwerks – sicher sein und gefahrlos Handel treiben oder investieren. Die eigenhändige Unterschrift garantiert somit im Kunstbetrieb nach wie vor Authentizität, auch wenn diese im digitalen Zeitalter in der Kunsttheorie vielfach dekonstruiert wurde.

Soweit zur Kunst. Wie aber sieht es im Bereich des Kunsthandwerks und des Designs aus? Im Umfeld des Kunsthandwerks bescheidenen Signaturen, die mit Hilfe von Techniken wie schablonengesetzten Gravuren, Ätzmärken oder Stempelmarken hinterlassen werden, die Herkunft. So ist in die Unterseite einer in Murano gefertigten Vase die Signatur des Firmengründers, Archimede Seguso, eingraviert. Die Unterschrift ist in diesem Falle nicht Zeichen individueller schöpferischer Leistung, denn sowohl der Name des Entwerfers als auch der des Glasmachers werden uns vorenthalten. Vielmehr wird mit dem Familiennamen angezeigt, dass die Familientradition von der nachfolgenden Generation unverändert fortgeschrieben wird, wir es mithin zwar mit einem Unikat zu tun haben, jedoch mit einem, das seine Form, seine Färbung und seine Beschaffenheit dem kollektiven Erfahrungshorizont in einem traditionellen Handwerksbetrieb zu verdanken hat. Die Signatur ist, dem Semiotiker Charles Sanders Peirce zufolge, ein konventionales Zeichen. Signatur und Marke fallen in eins. (Abb. 2)

Als indexikalisches Zeichen eingesetzt, verwandelt die Signatur hingegen ein Serienobjekt in ein Unikat. Diesen Effekt wusste bereits der britische Porzellanhersteller Josiah Wedgwood zu schätzen, der um 1770 pressbares Steingut auf den Markt brachte. Um die anfangs gering geschätzten Surrogate zu adeln, animierte Wedgwood den ‚namhaften‘ Künstler John Flaxman dazu, die so genannte Creamware und Jasperware antikisierend zu entwerfen und nach Fertigstellung zu signieren, mithin eigenhändig zu attestieren, dass es sich unbestritten um ‚authentische‘ Kunstwerke handele, auch wenn der Künstler bei der Herstellung der Gegenstände selbst nicht Hand angelegt hatte. Da ihnen die Künstlersignatur eingeschrieben war, rückten die maschinell gefertigten Vasen und Medaillons von

Wedgwood in den Status von Kunstwerken ein. Um mit Peirce zu sprechen: Sie erfuhren dadurch eine Wertsteigerung, dass ihnen „eine Konfrontation des Körpers einer Person mit dem Körper der Welt“ eingeschrieben war.

Kommen wir nun zu einem in der Gegenwart besonders häufig auftretenden Fall: Eine aus einem maschinellen Reproduktionsprozess hervorgegangene Signatur kennzeichnet ein aus einem maschinellen Reproduktionsprozess hervorgegangenes Objekt, sei es eine Tasche, einen Schuh, eine Zahnbürste oder einen Gürtel. Der Designer, die Designerin hat das Objekt, das mit seiner oder ihrer Signatur markiert ist, nie berührt. Von einer „Konfrontation des Körpers einer Person mit dem Körper der Welt“ kann mithin nicht die Rede sein. Wie wäre eine solche „Spur von individueller Schöpferkraft“ zu beschreiben, wenn nicht als Sinnbild jener Paradoxie, die seit der industriellen Revolution der Konzeption von Subjektivität innewohnt?

Mit Hubert Locher lässt sich – auf Walter Benjamin rekurrend – nachweisen, dass das Original in der Kunst erst dann eine Aufwertung erfahren hat, als durch das Aufkommen von bildgebenden Techniken wie Holzschnitt, Kupferstich und Kaltnadelradierung Reproduktionen von Kunstwerken gehandelt wurden und in Büchern zu kursieren begannen. So begegneten Künstler wie Albrecht Dürer und Auguste Rodin der Möglichkeit, Kunstwerke in größeren Auflagenzahlen herzustellen, gleichermaßen mit der Strategie, mit ihrer Signatur eine indexikalische Spur des Anwesend-Gewesen-Seins in der Negativform – der Druckplatte bzw. der Gussform – zu hinterlassen. Damit verweist, wenn auch gespiegelt und von ihrem materiellen Träger getrennt, die in der Reproduktion sichtbare Schriftspur noch immer auf einen „Äußerungs-Ursprung“, ein singuläres Ereignis, einen performativen



Abb. 2: Eingravierte Signatur, Vase, 1980er Jahre, Glas, Hersteller: Seguso, Murano.

Akt, den einmaligen Moment des eigenhändigen Schreibens zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort.

Wie wären dann die mechanisch reproduzierten Signaturen von Designern wie Verner Panton, Luigi Colani oder Karim Rashid semiotisch zu fassen? Auch diese Signaturen rekurren auf einen zurückliegenden performativen Akt; aus einer flüchtigen Geste, dem Schreiben mit der Hand, ist eine manifeste Spur geworden. Nur lassen die derart markierten Objekte keine Rückschlüsse darauf zu, was einst vom Designer signiert wurde. War es ein Vertrag mit dem Hersteller? Ein Brief? Eine Zeichnung? Zwischen der Hand des Designers und dem materiellen Objekts hat es nie eine Verbindung gegeben, nicht einmal eine mittelbare wie in der Druckgrafik und im Bronzeguss. In beliebig hoher Auflage kann eine solche, von jeg-



Abb. 3: Eileen Gray, Adjustable Table (E 1027), Entwurf 1927. Hersteller: ClassiCon GmbH. Höhenverstellbarer Beistelltisch aus verchromtem Stahlrohr, Tischplatte Kristallglas klar. Produktion autorisiert durch: The World Licence Holder Aram Designs Ltd, London. Foto: ClassiCon GmbH, München.

licher materiellen Verbindung losgelöste Signatur mit Hilfe von Pressen, Stanzen, Plottern und Webmaschinen vervielfältigt und einem Objekt aufgedrückt, eingeprägt, aufgestanzt, appliziert, eingewebt, angeheftet, eingraviert und implementiert werden. (Abb. 3)

Ja, es geht hier vorrangig um Rechtsansprüche, um die Frage, welche Unternehmen legitimiert sind, bis heute im Namen von abwesenden, aber zeichenhaft anwesenden Designerinnen und Designern wie Eileen Gray, Le Corbusier, Marcel Breuer, Colani, Karim Rashid, Verner Panton, Gaetano Pesce und Charles Eames wertvolle ‚originale‘ Design-Objekte zu re-edieren und wer kostengünstig ‚illegitime Repliken‘, die keine solchen Signaturen tragen, auf den Markt wirft. Die strategische Funktion ist klar. Aber was für eine Art von Zeichenhaftigkeit resultiert daraus? Eines ist sicher: Signaturen wie diese können nicht mehr als Indexzeichen gelesen werden. Angesiedelt am Wendepunkt von geschriebenem Zeichen (signe) zu bleibendem Zeichen (marque) sind sie konforme Schriftkörper der Macht, juristische Schriftbilder einer Autorisierung, eine mahrende trace institué, dazu erfunden worden,

Enteignung und geistigen Diebstahl zu verhindern. Aber gerade weil ihnen durch die Anmutung des Handgeschriebenen ein Hauch des Authentischen anhaftet, gerade weil sie paradoxerweise mit sich selbst identisch und Zitat zugleich sind, scheint in der reproduzierten Signatur, wenn sie neben der Seriennummer, dem Schriftzug oder der Marke eines Herstellers platziert ist, ein Nachbild des im Verschwinden begriffenen Subjekts auf. Im ‚Desig-nieren‘ wird der Designer, der im Auftrag von Unternehmen arbeitet, der technologischen, materiellen und maschinellen Faktoren Rechnung trägt, der wissenschaftlichen, ökonomischen, ästhetischen und ethischen Interessen dient, der Marktanalysen und Machbarkeitsstudien berücksichtigt, der sich, kurz gesagt, professionell in arbeitsteilige Prozesse einzu-fügen hat, zu einem Widersänger des Künstlers, wie er sich im Europa der Frühen Neuzeit herausbildete. So möchte ich vorschlagen, die reproduzierte Signatur im Design als einen Übergang, als eine doppelte Schrift, als ein Verfahren zu lesen, das es erlaubt, den provisorisch und strategisch „alten Namen“ des Künstlers beizubehalten und zugleich eine neue Ordnung, eine Ordnung industrieller Reproduktion, ins Bild zu setzen.

Das sechsmonatige Fellowship am Alfried Krupp Wissenschaftskolleg hat es mir ermöglicht, aus der Fülle des Materials eine plausible Auswahl an exemplarischen Beispielen zu treffen und meine Überlegungen zur Signatur zu vertiefen und zu strukturieren. Dafür bin ich außerordentlich dankbar. Zudem konnte ich das mit der Signatur verbundene Thema ‚Original‘ und ‚Reproduktion‘ sowie das Prinzip der Wiederholung in der Kunst auf eine Untersuchung von Ausstellungskopien ausdehnen, wobei es mir insbesondere um die Rolle geht, die der Fotografie bei der Anfertigung von Objekten zukommt, die speziell zu Ausstellungszwecken realisiert werden, ohne den

Anspruch zu erheben, ein ‚Original‘ von der Hand eines Künstler, einer Künstlerin zu sein.

All dies wäre ohne die großzügigen Spielräume, die mir das Alfred Krupp Wissenschaftskolleg eröffnet hat, völlig undenkbar gewesen, zumal ich als Vizepräsidentin der Hochschule für Bildende Künste/HBK Braunschweig mit der Abfassung des Hochschulentwicklungsplans und dem Abschluss von Zielvereinbarungen der Hochschule mit dem Ministerium betraut war. Die einzigartige Mischung aus Rückzugs- und Tagungsort, die es den Fellows am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg erlaubt, das Gelesene, Gedachte und Geschriebene mit wohlgesonnenen Kolleginnen und Kollegen am Kolleg und an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität zu diskutieren, in Themen und Methoden anderer Disziplinen Einblick zu nehmen und am gesellschaftlichen Leben in Greifswald teilzuhaben, ist ein kostbares Gut. Mein Respekt, meine Bewunderung und mein Dank gelten der Direktorin Professor Dr. Bärbel Friedrich

und dem Wissenschaftlichen Geschäftsführer Dr. Christian Suhm für die vielen anregenden Tagungen, Gespräche und Fellow-Lectures sowie den unverzichtbaren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Kollegs – genannt seien hier Christin Klaus, Dr. Rainer Cramm, Katja Kottwitz, Siri Hummel, Robert Lehmann und Lars Rienow – für die wertvolle Unterstützung. Sie alle haben mit großem persönlichen Engagement, ausgeprägtem Verantwortungsbewusstsein, Klugheit, heiterer Gelassenheit und hoher Professionalität eine Atmosphäre des Respekts und der gegenseitigen Anerkennung zu verbreiten vermocht, die ich an Hochschulen leider allzu oft vermissem und die Ihresgleichen sucht. Als ebenso erhellend wie sprechend möchte ich daher den Titel des letzten Vortrags bezeichnen, den ich im Rahmen meines Fellowships am Kolleg besuchen durfte: „Das verlorene Paradies“. Mögen noch viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in diesem Paradies die Früchte ihrer Arbeit ernten dürfen.

Tietenberg, Annette: Die ‚wahren Bilder‘ des Gottfried Lindauer. Von Medienwechseln und Wiederholungsmustern. In: Gottfried Lindauer. Ausst.Kat. Alte Nationalgalerie Berlin. Hrsg. von Udo Kittelmann/Britta Schmitz. Köln 2014. S. 50-59.

Tietenberg, Annette: Die Ausstellungskopie. Mediales Konstrukt, materielle Rekonstruktion, historische Dekonstruktion? Mit Beiträgen von Nike Bätzner, Marcus Becker, Michael Falser, Kai-Uwe Hemken, Joseph Imorde, Christiane Meyer-Stoll, Volker Rattemeyer, Ulf Tschirner u.a. Böhlau Verlag, Wien/Köln 2014. (Herausgeberin)

Tietenberg, Annette: Kreativ wohnen. Von der Vorbildfunktion der Interieurfotografie. In: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie. H. 132/2014, S. 15-24.

Tietenberg, Annette: Original or Reproduction? The Signature as an Authentical Strategy in Design. In: CIHA-Kongressbericht. Nürnberg 2014, S. 162-165.

Tietenberg, Annette: Die Signatur als Authentifizierungsstrategie in der Kunst und im Autorentdesign. In: Authentizität/Wiederholung: Künstlerische und kulturelle Manifestationen eines Paradoxes. Hrsg. von Uta Daur. Bielefeld 2013, S. 19-34.

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

# Mit und in Bildern denken!

## Die Geschichte der Bilder

### Projektbericht

Über die allgemeinen Vorbereitungen zur Erschließung einer neuen Grundlagenvorlesung hinaus, waren es besonders zwei Forschungsfelder, die mich während meines Aufenthaltes in Greifswald umtrieben. Diese bezeichnen in gewisser Weise zeitlich die Ränder meines Projektes: Das erste ist die Grundlage der menschlichen Fähigkeit, Bilder herzustellen und das zweite ist die Rekonstruktion von Weltraumerfahrungen für Menschen, die bisher nicht im All waren, also diese Erfahrung nur über simulierte, sinnliche Eindrücke machen können. Für diesen zweiten Bereich gab es eine Zusammenarbeit mit der University of Florida und dem Institute for Simulation and Training, die ein Labor zur Weltraumerfahrung gebaut haben und dessen begleitende Publikation ich in Greifswald mit vorbereiten konnte.

#### **Der Mensch als *homo depictor***

In den ersten Monaten standen vor allem die methodischen Grundlagen für die „Geschichte der Bilder“ in meinem Fokus. Diese Grundlagen gehen buchstäblich bis in die Anfänge der menschlichen Existenz zurück und versuchen zu begründen, dass „Bilden“ und „Darstellen“ keine Begleiterscheinungen menschlichen Handelns sind, sondern dass der Mensch als *homo depictor* bezeichnet werden kann. Damit

werden „Bilden“ und „Darstellen“ zu einer Art *conditio humana*. Der Aufwand in diesem Bereich war relativ hoch, da die Forschungen zur Anthropologie in den letzten Jahren enorm produktiv waren. Einen großen Schub leistete 2009 die „Eiszeit“-Ausstellung in Stuttgart, da mit ihr die sogenannte „Venus vom Hohlen Fels“ das erste Mal öffentlich vorgestellt wurde. Damit zeigte sich, dass die erste menschliche Figur, nicht wie zuvor angenommen um 30.000 BP sondern schon 35.000 Jahre BP erschaffen wurde. Die Stuttgarter Ausstellung konnte dokumentieren, dass in gewissem Sinne die gesamte Palette an Darstellungsmöglichkeiten von der Landschaft über Tier- bis hin zu Menschendarstellungen genau in die Zeitspanne fällt, in die der *homo sapiens* die Fähigkeit ausbildete, in komplexen Sätzen zu sprechen. Dies scheint im herkömmlichen Sinne plausibel, indem der frühe Mensch lernt, sich verständlich zu machen und danach auch so etwas wie eine Bildsprache entwickelt. Doch sprechen viele Indizien in der Forschung der letzten fünf Jahre dafür, dass dieser Prozess parallel verlaufen ist, oder sich sogar zugunsten der Bilder bzw. Objekte wendet, also unsere frühen Vorfahren angefangen haben zu sprechen, da sie *zuvor* Bilder anfertigten. Dies wäre dann natürlich auch die Geburtsstunde des *homo depictor*.

Privatdozent Dr. Jörg Trempler war von April bis September 2014 Alfred Krupp Junior Fellow. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der DFG Kolleg-Forschergruppe "Bildakt und Verkörperung" an der Humboldt-Universität zu Berlin.



Jörg Trempler studierte Kunstgeschichte in Passau, Amsterdam und Erlangen. Seit 2008 ist er Mitarbeiter der DFG Kolleg-Forschergruppe „Bildakt und Verkörperung“ an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 2009 bis 2012 war er Kurator einer Sektion in der Ausstellung „Karl Friedrich Schinkel. Geschichte und Poesie“ der Staatlichen Museen zu Berlin.

2010 erhielt er die Venia Legendi für Kunst- und Bildgeschichte an der HU Berlin. Jörg Trempler übernahm zahlreiche Lehrstuhlvertretungen und war von Februar bis Mai 2013 Visiting Scholar am Yale Center for British Art. Derzeit vertritt er den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte am Institut für Kunst- und Bildgeschichte an der HU Berlin.

Kurzvita

### »Die Geschichte der Bilder. Entwurf einer *Meta-Picture-History*

Die Bildforschung steht gemessen an der geleisteten Arbeit auf dem Gebiet von Sprache und Schrift noch am Anfang. Dies liegt unter anderem daran, dass der wissenschaftliche Wert von Bildern grundsätzlich geringer eingeschätzt wird. Dieses Verhältnis hat sich in den letzten Jahren fundamental gewandelt: Es wäre sicher überzogen, Wittgensteins berühmtes Diktum pauschal auf Bilder zu übertragen und in diesem Sinne zu behaupten, dass die Grenze unserer Bilder auch die Grenze unserer Gedanken sei, doch soll diese Übertragung andeuten, dass das »Bilden« und das »Darstellen« den Menschen grundsätzlich eigen ist.

Ebenso wie Schriftquellen in historischen Wissenschaften oder Messwerte, die als Grundlage der Naturwissenschaften dienen, einer beständigen Kritik unterzogen werden, gibt es heute im Bereich der Grundlagenforschung eine breite Bildkritik. Was in den Forschungslaboren und Universitäten zum Allgemeinplatz geworden ist, setzt sich in der Öffentlichkeit

aber erst nach und nach durch. Ein äußeres Zeichen dafür ist, dass es zwar eine große Anzahl von Publikationen zur Geschichte der Schrift gibt, die Geschichte der Bilder dagegen erst in Ansätzen geschrieben ist.

Ziel meines Aufenthaltes im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald war es daher, ein Manuskript zu erarbeiten, das erstmals eine umfassende Geschichte der Bilder von ihren Anfängen bis zur Gegenwart darstellt. Leider konnte ich aus beruflichen Gründen nur das Sommersemester 2014 in Greifswald sein, daher musste das ohnehin in Jahresfrist ehrgeizige Ziel neu formuliert werden. Innerhalb von sechs Monaten am Kolleg ist nun eine Vorlesung entstanden, die ich unter dem Titel »Eine Geschichte der Bilder« am Institut für Kunst- und Bildgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin halte und die in dieser Form wohl einzigartig in deutschsprachigen Raum sein dürfte.

Fellow-Projekt



Abb. 1: Faustkeil der Oldowan-Kultur. Werkzeug, gefunden in der Olduvai-Schlucht, Tansania, 1,2 bis 1,4 Millionen Jahre alt. London, Britisch Museum, aus: Neil MacGregor, Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten, München 2011, S. 46.

Diese Forschungen wurden unterstützt von der sogenannten kognitiven Anthropologie, die sich mit der Zeit befasst, in dem der Mensch erste Artikulationen von sich gab und in der Lage war, einfache Werkzeuge wie Faustkeile herzustellen. Neil MacGregor (2011) wies dar-

auf hin, dass bei der Bearbeitung eines Faustkeils in einer hohen Übereinkunft diejenigen Bereiche im Gehirn aktiv sind, die wir auch zum Sprechen benötigen. Einerseits kann man also sagen, dass die Fähigkeit zur Artikulation die handwerklichen Leistungen gefördert hat, andererseits kann aber auch das Werken, das Handeln selbst, die kognitive Leistung und damit die Fähigkeit zur Artikulation gefördert haben.

Diese zweite Alternative steht auf dem Fundament der „extended mind“ Forschungen von Andy Clark, die 2013 das erste Mal systematisch von meinen Berliner Kollegen Rebekka Hufendieck, Markus Wild und Jörg Fingerhut (Die Philosophie der Verkörperung, Berlin 2013) erschlossen wurde. Diese These wurde zum Beispiel von Lambros Malafouris in seinem Buch „How Things Shape the Mind: A Theory of Material Engagement“ (MIT Press 2013) geäußert. Malafouris bringt die Frühzeit der kognitiven Anthropologie mit dem Claim „Thing is Thinking“ treffend auf den Punkt.

### **Weltraumerfahrung. Wie Bilder unsere Vorstellung vom Weltraum prägen**

Von den ersten Faustkeilen bis hin zu modernen Bildern des Weltraums könnte die zeitliche und räumliche Entfernung kaum größer sein. Doch zeigen sich in beiden Fällen strukturelle Ähnlichkeiten, die wiederum das methodische Grundgerüst des gesamten Vorhabens bestimmen.

Obwohl bisher erst wenige Menschen persönlich den Weltraum bereisen konnten, haben doch fast alle eine bildliche Vorstellung davon, wie unser Planet als Ganzes aussieht. Seit dem überwältigenden Erfolg der Fotografie „Blue Marble“ von 1972, die unsere Erde als blaue Kugel im Weltall zeigt, ist dieses Bild zu „unserem“ Blick geworden. Dieses Forschungsfeld thematisiert das Verhältnis von Bild, Wirklichkeit und Erfahrung anhand von Vorgeschichte und Wirkung von „Blue Marb-

le" um abschließend auszuloten, inwieweit es sinnvoll erscheint, vor dem Hintergrund dieser Fallstudie eine allgemeine Geschichte der Bilder zu schreiben.

Ausgangspunkt für diesen Bereich war eine Einladung an die University Florida, wo ich einen Vortrag über den Einfluss von populären Bildern auf unsere Weltraumerfahrung halten konnte (Titel „How popular culture shapes our expectations about space“). Als Ergebnis dieser Arbeit entsteht ein Sammelband, den ich gemeinsam mit Shaun Gallagher herausgebe und der voraussichtlich 2015 erscheinen wird. Den Beitrag für diesen amerikanischen Band habe ich in Greifswald geschrieben, doch gab es auch eine sehr nahe, lokale Verbindung zwischen der amerikanischen Raumfahrt und der regionalen Geschichte.

„Man and the Moon“ heißt eine Episode, die ursprünglich für Disneyland gedreht wurde und das erste Mal am 28. Dezember 1955 ausgestrahlt wurde. Die Regie hat der Disney Animateur Ward Kimball geführt und es geht natürlich um den Mond. Es beginnt mit einer humorvollen Animation über die Faszination des Mondes durch die gesamte Menschheitsgeschichte. Schließlich endet Kimball mit wissenschaftlichen Graphen und stellt, wenn alles Richtung Zukunft geht, Dr. Wernher von Braun vor, der eine zukünftige Reise zum Mond bespricht. Von Braun war zu dieser Zeit ein technischer Berater von Disney. Was diesen kleinen Unterhaltungsfilm aber so interessant macht, ist die Haltung, die hinter der Bildsprache steckt. Wir sehen weniger einen Science Fiction Film als vielmehr eine Art von zukünftiger Dokumentation. Wernher von Braun als einer der Protagonisten und Förderer der bemannten Raumfahrt hat mit diesem Projekt auch seine eigenen Interessen verfolgt, um späterhin tatsächliche Mondfahrten möglich zu machen.

Diese Passagen in Greifswald zu schreiben, also nur wenige Kilometer von Peenemünde



Abb. 2: Venus vom Hohle Fels, Elfenbein, 35 000 Jahre BP, aus: Ausstellungskat.: Eiszeit – Kunst und Kultur, Archäologisches Landesmuseum. Baden-Württemberg, Esslingen 2009/2010, Nr. 322.

entfernt als einer der ersten bekannten Wirkungsstätten von Wernher von Braun war einerseits anregend und hat mich andererseits auch nachdenklich gemacht.

### Von einer Metahistory zu einer Meta-Picture-History

Diese genannten Fächer sind über die gemeinsame Rezeption von Bildern näher zusammen, enger verbunden und reicher vernetzt als dies gemeinhin angenommen wird. Die Brücke die zwischen den Disziplinen geschlagen werden kann, heißt Form und Gestalt. Haben wir auf der einen Seite die künstlerischen Bilder, so zeigt sich, dass auf der anderen Seite zwar keine künstlerischen, aber doch künstliche Bilder in Verwendung sind. Vor dem Hintergrund



Abb. 3: Jack Schmitt (?), Blue Marble, Fotoaufnahme der Erde, 70-Millimeter-Haselblad-Kamera und 80-Millimeter-Objektiv, 7. Dezember 1972, bearbeitet.

ihrer Künstlichkeit unterliegen sie ebenfalls den Gesetzen des Stils und des Stilwandels wie sie die Kunstgeschichte für die Kunstwerke erarbeitet hat. Es ist Heinrich Wölfflins einfache Feststellung, dass nicht alles zu allen Zeiten möglich ist, die hier den Weg leitet. Hätte Vincent van Gogh beispielsweise seine berühmten Sonnenblumen nicht am Ende des 19. Jahrhunderts sondern schon zu Beginn des

16. Jahrhunderts gemalt, wäre der Impressionismus nicht etwa der Renaissance gefolgt, sondern vermutlich hätte von diesem Werk wohl kaum jemand Notiz genommen. Ähnliches ist in den letzten Jahren für den Bereich der technischen Bilder nachgewiesen worden. Auch Ideengeschichtler können ohne große Mühe wissenschaftliche Bilder aufgrund ihrer Machart datieren.

Die Verbindung dieser beiden Bereiche ist mutatis mutandis durch den amerikanischen Literaturwissenschaftler und Historiker Hayden White für seine Disziplinen vorgestellt worden. White vertritt in seinem vieldiskutierten Buch *Metahistory*, dass nicht allein die Literaturgeschichte sich mit der Dichtung beschäftigt, sondern auch die vermeintlich objektive Geschichtsschreibung ihre Zeitstellung in der Geschichte nicht leugnen kann, sondern ebenfalls in Abhängigkeit zur Literaturgeschichte ihrer Zeit gesehen werden muss. In Anlehnung an Whites Thesen konnte Daniel Fulda 1996 mit seinem Buch „Wissenschaft aus Kunst“ zeigen, wie die moderne deutsche Geschichtsschreibung zwischen 1760–1860 aus literarischen Vorstellungen entstanden ist. Beide Autoren befassen sich kein einziges Mal mit Bildern, sie haben aber der zukünftigen Bildforschung ein methodisches Handwerkzeug an die Hand gegeben, wie wir in Zukunft eine Meta-Picture-History schreiben sollten. Auch Bilder sind ähnlich wie Geschichtsdarstellungen nie objektive Dokumentationen sondern immer gebunden an den Stil ihrer Zeit. Bilder sind aus dieser Perspektive betrachtet nicht etwas Sekundäres oder „nur“ Abbildendes, sondern das erste und vornehmste Bildungsmittel des *homo depictor*.

#### **Durchführung des Projektes und Anbindung an die Ernst-Moritz-Arndt Universität**

Durch den interdisziplinären Zuschnitt meines Projektes habe ich sehr wertvolle Anregungen durch meine Mit-Fellows erhalten. Des Weiteren war das reiche Vortragsprogramm

ausgesprochen anregend und hier möchte ich besonders die Reihen zur Wissenschaftsgeschichte und romantischen Kunst hervorheben.

Eine enge Zusammenarbeit hat sich mit meinem Kollegen aus der Kunstgeschichte, Professor Dr. Kilian Heck ergeben. Im Sommersemester 2014 habe ich am Caspar-David-Friedrich-Institut der Universität Greifswald eine Vorlesung zu Katastrophenbildern gehalten und plane darüber hinaus eine Tagung gemeinsam mit Kilian Heck. Als sehr angenehm habe ich empfunden, dass ich die Veranstaltungen für die Universität auch in den Räumen des Kollegs geben konnte, um damit eine Verbindung von Kolleg und Universität zu fördern.

Durch meinen älteren Forschungsschwerpunkt in der Kunst der Deutschen Romantik bekannt, wurde ich sehr herzlich und unkompliziert in ein turnusmäßiges Treffen eines Teils des Professoriums der Philosophischen Fakultät eingeladen. Sehr gerne habe ich mich auch bei der Romantikwoche beteiligt und einen Abendvortrag im Kolleg zu „Caspar David Friedrichs Architekturvisionen“ gehalten.

Die überwiegende Zeit meines Aufenthaltes in Greifswald habe ich aber die ruhige und konzentrierte Atmosphäre in den oberen Etagen des Wissenschaftskollegs genossen und war sehr froh besonders über die hilfreiche organisatorische Unterstützung, die mir stets sehr prompt und effektiv von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kollegs entgegen gebracht wurde.

Trempler, Jörg: Grundriss zu einer historischen Anthropologie der Bilder, in: *Et in imagine ego, Facetten von Bildakt und Verkörperung*, Ulrike Feist, Markus Rath (Hg.), Berlin 2012, S. 3-18

Trempler, Jörg: How Popular Culture Shapes our Expectations about Space, in: Shaun Gallagher, Jörg Trempler (Hrsgg.), *Space, Science and Spirituality: Towards a Non-Reductive Cognitive Science*, [2015]

Ausgewählte  
Veröffentlichungen

Trempler, Jörg: La crise dans la représentation de la catastrophe, in: *Kat.-Ausst. »Signes des temps - Oeuvres visionnaires d'avant 1914«*, Musée des Beaux-Arts Mons, Nikola Doll (Hg.), Éditions Racines 2014, S. 12-19

# „Womit macht man denn wohl den Anfang?“

## Die Suche nach Gewissheit, das neue Anfangsdenken und ein kosmologisches Metaphernnetz zu Beginn der Moderne

### Projektbericht

Im Zentrum meines Forschungsvorhabens befindet sich die Frage nach einem Phänomen, das ich für kennzeichnend für die Moderne halte, nämlich eine besondere Verschränkung von Denken und Tun, Theorie und Praxis zu Zwecken der Selbstbegründung. Unter dem Begriff *Moderne* verstehe ich dabei nicht die so genannte *klassische Moderne*, sondern – mit solchen Theoretikern wie etwa Michel Foucault – die Zeitperiode, die mit Rationalismus und Aufklärung einsetzt und im Banne dieser wir heute immer noch leben. Foucault zufolge ist das die Epoche, in der der Mensch zum Maß der Dinge wurde. Die Verschränkung beruht darin, dass das Praktische, das Tun, als Begründungsfiguren auftreten, und zwar dort, wo die reine Theorie, das Denken oder das Wort lediglich eine unvollkommene Begründung liefern können. Um den Rückfall in einen *regressus ad infinitum* zu vermeiden und eine Grundlage oder eine Erklärung zu geben, wird nach einer Figur des Praktischen gegriffen. Sehr gut lässt sich dieses Phänomen an einem Spruch von Ludwig Wittgenstein verfolgen. Dieser schrieb über einen Menschen, der die Sprache lernt, und von den Versuchen, einen solchen Lernprozess zu erklären, folgendes: *Nun, ich nehme an, er handelt, wie ich es beschrieben habe. Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende.* Es war aber nicht erst die Gene-

ration Wittgensteins, der dieses Denkmuster eigen war. Sehr deutlich kommt es bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Vorschein. Der Frühromantiker Friedrich von Hardenberg, besser unter seinem Dichternamen Novalis bekannt, fragte: *Womit macht man denn wohl den Anfang?* Bei Novalis kreisen die Gedanken immer wieder darum, wie Anfänge gemacht werden, wie Entscheidungen, Denkanstöße, Wenden (vor allem solche die dem Menschen gegenüber Neues öffnen) zustande kommen. Das Praktische wird dabei nicht notwendig im Sinne von materiellem Herstellen von Dingen oder von gesellschaftlichem Engagement verstanden (obwohl auch dies in Frage kommt), sondern primär als inneres Tätigsein, wenn man sich selbst oder andere *in Bewegung bringt*. Selbstverständlich sind solche Figuren des Anfangens auch bei den philosophischen Ideengebern der Romantiker zu finden: bei Immanuel Kant und Johann Gottlieb Fichte. Im Schoß dieser neuen Philosophie, die sich als *kritisches* Unternehmen verstand, d. h. die damit ansetzte, die Voraussetzungen und Bedingungen der Erkenntnis durchzuleuchten, ist dieses neue *Anfangsdenken* geboren, das meiner Ansicht nach seitdem eine der grundlegenden Tiefenstrukturen der Moderne darstellt. Das moderne Denken und die moderne Wissenschaft beginnen

## Dr. Monika Tokarzewska

war von Oktober 2013 bis März 2014

Alfried Krupp Junior Fellow.

Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Germanistik an der Nikolaus Kopernikus-Universität Toruń.



Dr. Monika Tokarzewska studierte in Warschau Germanistik und Polonistik und ist seit 2000 am Lehrstuhl für Germanistik der Universität Toruń tätig. 2006 promovierte sie mit dem Thema „Der feste Grund des Unberechenbaren. Georg Simmel zwischen Soziologie und Literatur“. 2002 bis 2003 war Monika Tokarzewska Kollegiatin am Ost-West-Promotionskolleg der Universität

Bochum und hatte danach mehrere Stipendienaufenthalte in Bielefeld, Hamburg, Heidelberg und Weimar. Von September 2013 bis März 2014 ist sie Junior Fellow am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Verbindungen zwischen Literatur und Philosophie wie auch Soziologie, ferner deutsch-polnische Komparatistik.

Kurzvita

### » „Womit macht man denn wohl den Anfang?“

#### **Die Suche nach Gewissheit, das neue Anfangsdenken und ein kosmologisches Metaphernnetz zu Beginn der Moderne**

Während des Aufenthaltes am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg beschäftigte ich mich mit dem Problem des Anfangs, und zwar mit einer sehr bestimmten Anfangsfigur, die ich für spezifisch modern halte: Verschränkungen von Denken und Handeln bei der Suche nach Gewissheit. Wenn alte Gewissheiten verloren gehen, tauchen das Praktische und das Handeln oft als unhintergebar Grund auf. Es ersetzt die Substanzen, Ideen oder sogar Gott in der Rolle des Gewissheitsstifters. Die Suche nach diesen neuen Gewissheiten hat ihren Ursprung in der Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Revolution im 17. und 18. Jahrhundert, insbesondere mit der nachkoper-

nikanischen Astronomie, die am stärksten dazu beitrug, dass der alte metaphysische Weltbau förmlich zusammenbrach. Solche Denker und Dichter wie etwa Kant, Fichte, Novalis und andere, die mit den sich immer stärker emanzipierenden Naturwissenschaften mithalten wollten, entwickelten ihre Ideen von gewissheitsstiftenden Anfängen bezeichnenderweise anhand kosmologischer Metaphern, etwa der Metapher von der Suche nach dem „archimedischen Punkt“ außerhalb der Erde. Einige von diesen Schlüsselmetaphern wurden und werden auch von Denkern des 20. und 21. Jahrhunderts aufgegriffen, z.B. von Hannah Arendt und Bruno Latour.

Fellow-Projekt

nun nicht mehr mit den Dingen, sondern mit Selbstbegründung, Begriffserklärung, Axiomsetzung – alles das sind *gemachte* (konstruierte) Anfangsfiguren. Die Zeit um 1800 sowie Ausblicke in die Vorgeschichte dieses neuen Denkstils, der seine Wurzeln noch im Rationalismus hat, stellen den Schwerpunkt meiner Arbeit dar. Es ist die Zeit, in der die neuen Denkfiguren des Anfangs als Begründung aus dem Praktischen, der Tätigkeit des Subjekts heraus, sich gegen ältere traditionelle Muster durchsetzen: vor allem gegen Narrationen, die in Gott als ein selbstgenügsames und vollkommenes Wesen den Anfang aller Dinge samt dem Menschen sahen.

Diese Gärungszeit an der Schwelle der Moderne fesselte mein Interesse, da ich die späteren Rückgriffe auf solche Anfangsfiguren, etwa den angeführten Wittgensteinschen, als Wiederaufnahme eines Motivs betrachte, das im 18. Jahrhundert auftaucht, um dauerhaft unser Denken zu beeinflussen.

Bereits bevor ich nach Greifswald zu meinem Fellowaufenthalt kam, war ich überzeugt, dass man die Frage nach dem Anfangsdenken als Selbstbegründungsfigur der Moderne nicht rein philosophisch bzw. philologisch stellen sollte. Um das Phänomen des Anfangs besser in den Griff zu bekommen, schaute ich mir die „Sprache“ an, in der sich das neue Anfangsdenken zu Beginn seiner ‚Karriere‘ ausdrückte. Mir fiel auf, dass man gerade in Bezug auf das Motiv des *Anfang-Setzens* von einer Reihe von Metaphern sprechen kann, die regelmäßig diese Denkfigur begleiten. Da war vor allem die Metapher des *archimedischen Punktes*. Die Genese dieser Metapher liegt in einer Überlieferung aus der Antike: der berühmte griechische Mathematiker, Physiker und Ingenieur Archimedes von Syrakus, der u.a. die Hebelgesetze formulierte und die Wissenschaft der Mechanik begründete, soll gesagt

haben, er werde den Erdball von der Stelle bewegen, wenn ihm nur ein genug langer Hebel und ein Punkt außerhalb der Erde (als Stütze für den Hebel) zur Verfügung stünden. Vielen Interpreten des Schrifttums der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert entging nicht, dass sich der Bezug auf diese Anekdote und auf den *archimedischen Punkt* erstaunlich oft in den Texten dieser Epoche findet, und zwar als Topos bei einer Reihe von Autoren sehr unterschiedlicher Provenienz. Zu nennen wären Gottsched, Kant, Fichte, Novalis, Friedrich Schlegel, Herder, Jean Paul, aber etwa auch Gründerväter der Amerikanischen Revolution oder Wissenschaftler. Die Bemerkung der Forschung, der Topos sei öfters anzutreffen, findet sich dann irgendwo am Rande, in den Fußnoten der kritischen Ausgabe des jeweiligen Autors. Wie ist die damalige ‚Karriere‘ der Anekdote aber zu erklären? Ich identifizierte die Metapher des *archimedischen Punktes* als Metapher für den Anfang in der Gestalt, die mich interessiert. Sie widerspiegelt vor allem den Aspekt des Praktischen äußerst spektakulär: Archimedes soll die Erde ja in Bewegung setzen. Sie stellt diesen spektakulären Bewegungsansatz dann auch noch als Werk des Menschen dar, nicht etwa eines Gottes. Und sie präsentiert das Vorhaben in einer kosmischen universellen Szenerie – was meine Intuition, bei der Denkfigur des Anfangs als Selbstbegründung handelt es sich um eine Grundlagenfigur der ganzen Moderne, sehr gut bestätigte. Tatsächlich fand sich die Metapher des *archimedischen Punktes* ausgezeichnet dort, wo die ‚Gründungsväter‘ des neuen Anfangsdiskurses über ihre Schlüsselkonzepte sinnierten: bei Immanuel Kant steht sie für die Freiheit als spontanen Anfang aus dem Nichts, bei Fichte für das absolute Ich, bei Novalis für das Erwachen des Subjekts zum Denken und zur Selbstreflexion.

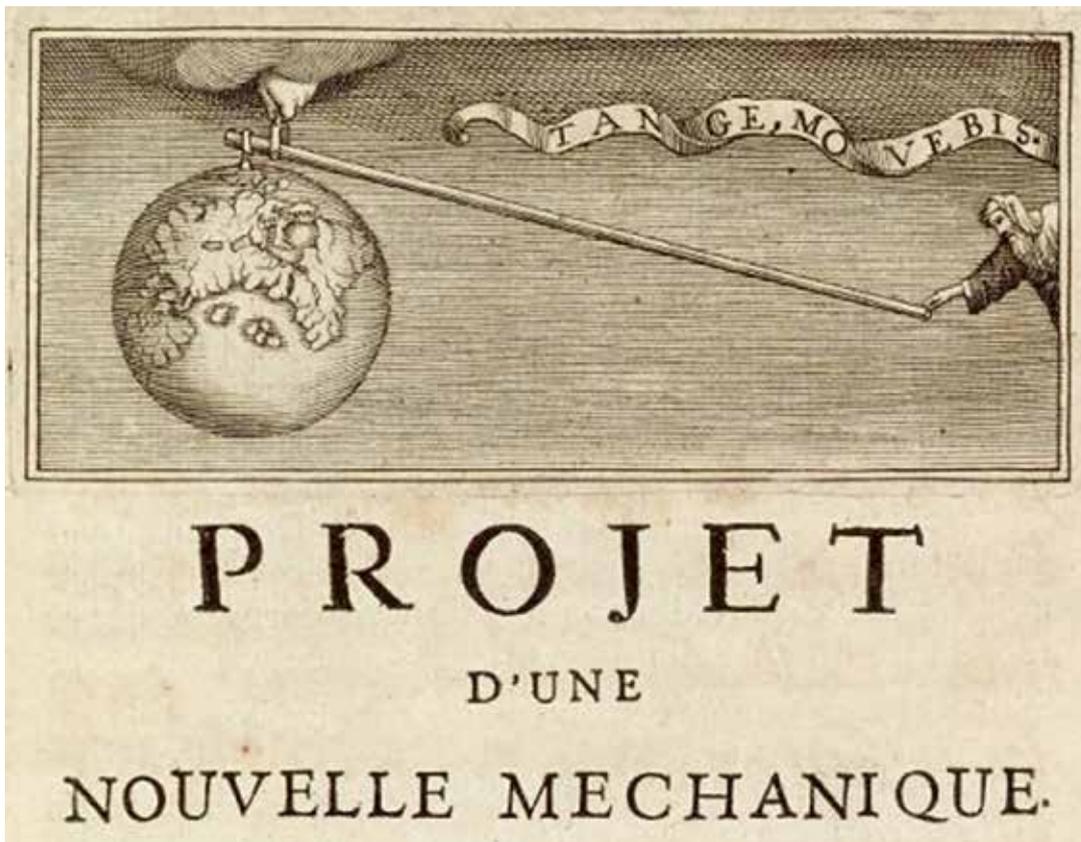


Abb. 1: Ausschnitt aus Frontispiz „Projet d'une nouvelle mécanique" von Pierre de Varignon. Paris 1687.

Dank dem Aufenthalt am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg in Greifswald konnte ich mich ein halbes Jahr lang ausschließlich auf mein Vorhaben konzentrieren und die Greifswalder Universitätsbibliothek sowie den ausgezeichneten Bücherdienst inklusive Fernleihe benutzen. Der Vorteil dieser Erleichterungen ist gerade für einen Wissenschaftler aus dem Ausland kaum zu überschätzen. Ich konnte mich dank der freien Zeit in entspannter und gesellig-freundlicher Atmosphäre zu meinem Projekt nicht zuletzt etwas distanzieren, es besser überblicken und als Folge gerade die Aspekte des Vorhabens ausarbeiten, die es endgültig zu einem interdisziplinären Vorhaben machten. Vor allem ging ich mit vollem

Schwung meiner Intuition nach, dass man, um dem Problem auf den Grund zu kommen, aus dem Käfig der reinen Philosophie bzw. Philologie ausbrechen muss. Das Verfolgen der Metapher des *archimedischen Punktes* führte zur Entdeckung eines ganzen Metaphernfeldes, das meines Erachtens als spezielles Ausdrucksfeld für das neue Anfangsdenken im 18. Jahrhundert fungiert: das der kosmologischen Metaphern im Banne der kopernikanischen Wende. Ich entdeckte, dass die Newtonsche Gravitationskraft im 18. Jahrhundert erstaunlich oft als Anfangsmetapher benutzt wird, häufig in Begleitung von Bildern des *archimedischen Punktes*. Verfolgt man die mit größtem Eifer seit der zweiten Hälfte des 17.

Jahrhunderts geführte Debatte über die *causa gravitatis*, die unbekannt war und es auch geblieben ist, merkt man, wie eng sich das neue Anfangsdenken an der Schwelle der Moderne am Faden der Auseinandersetzung mit der Wissenschaftlichen Revolution entwickelte. Es ist falsch, diese Entwicklung rein ideengeschichtlich aufzufassen. Faszinierend ist es, zu beobachten, wie sich zu Beginn der Moderne – die ja bis heute und immer stärker von dem beeindruckenden Fortschritt der Naturwissenschaften geprägt ist – das Denken über die Grundlagen neu formiert. Mir wurde klar, warum es im 18. Jahrhundert überhaupt zu der Erfindung eines Anfangsdenkens als Selbstbegründung aus dem Praktischen heraus gekommen war: im Angesicht der wissenschaftlichen Revolution war nicht mehr zu leugnen, dass überlieferte Grundlagendiskurse, die vor allem der philosophischen und theologischen Tradition zu verdanken waren, den Druck des Neuen nicht überstehen werden. Die Krise traf etwa den Begriff der Substanz als des grundlegenden Bestandteils der Welt. Zwar versuchen gerade noch die großen rationalistischen Systeme des 17. Jahrhunderts auf die Substanz zu bauen, die als das betrachtet wird, bei dem man beginnen muss, aber es ist nur noch ein Schwanengesang. Das Neue bahnt sich an. Vor allem die neuen mathematischen und technologisierten Wissenschaften demonstrieren mit aller Evidenz, dass alte Anfangsfiguren nur noch Rumpelzeug seien: die Mikroskope und die Teleskope zeigen neue Mikro- und Makrowelten, und die Grenzen des Erkennbaren verschieben sich ins Unendliche, weil immer bessere Apparate gebaut werden können. Es ist kein Zufall, dass ein so einflussreicher Denker der Zeit wie Descartes eine allumfassende Krise diagnostiziert und dann äußerst methodisch gerade den Zweifel zu seinem archimedischen Punkt macht. Wenn Grundlagen verloren gehen, muss man den Anfang selbst setzen. Erst die Betrachtung der Geburtswe-

hen des neuen modernen Anfangsdenkens führt einem vor Augen, wie sehr dieser Grundlagendiskurs Effekt der Ausdifferenzierung zwischen den entstehenden modernen Naturwissenschaften und den später so benannten Geisteswissenschaften ist, aber auch eines Dialogs zwischen den auseinander gehenden Sphären des Erkennens und Herstellens versus Denkens, Schreibens und Schaffens.

Diese Schlussfolgerungen führten mich dazu, gerade diesen Aspekt des Selbstbegründungsdenkens im 18. Jahrhundert hervorzuheben: die Auseinandersetzung mit den neuen Naturwissenschaften, konkret mit der Astronomie. Ich identifizierte und beschrieb eine Reihe von kosmologischen Bildern, die der Astronomie entlehnt und als Metapher des Anfangs eingesetzt werden. Die Gravitationskraft ist hier das prägnanteste Beispiel. Interessanterweise stellte es sich dabei heraus, dass auch die – oft sehr spöttische – Kritik an überlieferten und überlebten Anfangsfiguren sich mit Hilfe einer kosmologischen Metapher ausdrückt. Weil sie das Überlebensein des Alten zur Schau stellen soll, ist die Metapher für das aufgeklärte Publikum entsprechend gewählt: der Begriff der Substanz wird mit einer indischen Kosmologie verspottet, der zufolge sich die Erde auf dem Rücken von mythologischen Tieren: Elefanten und Schildkröten, stütze. Dieses Bild findet sich bei einer Reihe von Autoren, am stärksten spielen ihn wohl der Empirist John Locke und der ‚Tathandlung‘-Denker Fichte aus. Bei dem letzten wird das ‚indische‘ Bild gezielt als Gegenpol zum Newtonschen Konzept des sich im All auf dem ‚Nichts‘, d. h. durch unsichtbare nicht materielle Kräfte haltenden Planeten Erde inszeniert. Das Schweben und die Kräfte stehen für die neue Selbstbegründung des Subjekts, das sich nun selbst hervorbringen und auf sich selbst stehen soll.

Warum sind es gerade einige bestimmte kosmologische Bilder, die für die Neuformierung

des Grundlagendenkens und für die neuen Anfangskonzepte gebraucht werden? Es scheint, dass die Bilder, die mit dem Bau des Universums im Zusammenhang stehen, geeignet erschienen, als Faden einer sehr tiefgreifenden Veränderung des Denkens über die Natur, die Welt und den Menschen zu dienen. Das Netz der kosmologischen Metapher ist erstaunlich eng und umfassen geknüpft. Erst dank Einsatz der digitalen Werkzeuge, wie Datenbanken, Digitalbibliotheken und Suchmaschinen, mit Hilfe deren Tausende von Seiten und Schriften auf bestimmte Details durchsucht werden können, vermögen wir solche diskursiven Metaphernfelder ans Licht zu bringen. Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, die Leser meines Buches davon zu überzeugen, dass infolge der Auseinandersetzung mit der Wissenschaftlichen Revolution eine Denkfigur des Anfangs entstanden ist, die unser Denken bis heute bestimmt: wir beginnen mit dem Subjekt, der Mensch soll auf sich selbst und nicht auf transzendenten ‚Stützen‘ stehen. Dass diese Sehnsucht nach absoluter Begründung durch sich selbst allerdings zu Aporien führt, hat Hannah Arendt in den 60er Jahren gezeigt. In dem letzten Kapitel ihres Buches *Vita activa* interpretiert sie den archimedischen Punkt als Tiefenstruktur der Moderne. Arendt zufolge wird mit dem technologischen Fortschritt der doppelte Sinn eines solchen Anfangs immer schmerzhafter zu spüren. Am trefflichsten hat diesen doppelten Sinn kein anderer als Franz Kafka auf den Begriff gebracht. Arendt führt folgenden Aphorismus von Kafka als Motto des Kapitels an: *Er hat den archimedischen Punkt gefunden, hat ihn aber gegen sich ausgeübt, offenbar hat er ihn nur unter dieser Bedingung finden dürfen.* Man kann im Anschluss an Arendts skeptische Diagnose sich fragen, ob wir nicht bereits am Beginn einer neuen Zeit leben, in der sich die Selbstbegründung des Menschen aus sich selbst heraus so langsam überleben, wie einst die Substanzen

John Locke als nicht mehr tauglich erschienen. Neue Gesellschaftskonzepte, etwa von Bruno Latour, beweisen, dass die Welt der durch den Menschen gemachten und in Bewegung gesetzten Dinge längst eine Welt der nicht menschlichen, sich verselbstständigten Akteure ist und dass wir keinen Anfang setzen können, wie es einst Novalis vorschwebte. Übrigens findet sich bei Latour auch eine Neuinterpretation der Metapher des *archimedischen Punktes*.

Der Aufenthalt am Kolleg war für mich äußerst fruchtbar, die Gespräche mit den Fellows, gerade weil sie oft andere Disziplinen vertraten, waren sehr hilfreich, Distanz zu der eigenen Arbeit zu gewinnen und Neues zu erfahren. Die gemeinsame Unterbringung im Kolleggebäude sorgte für ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Arbeitsatmosphäre und geselligem Austausch; die Infrastruktur, die den Fellows zur Verfügung gestellt wird, samt Büroräumen, Kopier- und Digitalisierungsmöglichkeiten, ist exzellent. Ich war beeindruckt von dem Angebot an Vorträgen und Ausstellungen, die am Kolleg nahezu jeden Abend stattfinden und deren Themenspektrum von Mikrobiologie bis Psalmenforschung und vielem mehr reicht. Vieles kommt dank der engen Zusammenarbeit des Kollegs mit der Greifswalder Universität und mit der Stadt Greifswald zustande, die wissenschaftliche und kulturelle Ereignisse sehr unterstützt (erwähnt sei hier nur die Junge Literaturwoche oder der „PolenmARKT“.) Die Besuche an der Philologischen Fakultät der Universität, insbesondere im Forschungskolloquium bei Professor Eckhard Schumacher, gaben mir Einblick in die Interessengebiete der Greifswalder Kollegen. All das trägt zum angenehm anregenden Klima bei, das ich als Fellow sechs Monate genießen durfte. Für all das und vieles weitere möchte ich hier meinen herzlichen Dank aussprechen. Ich bedanke mich bei der

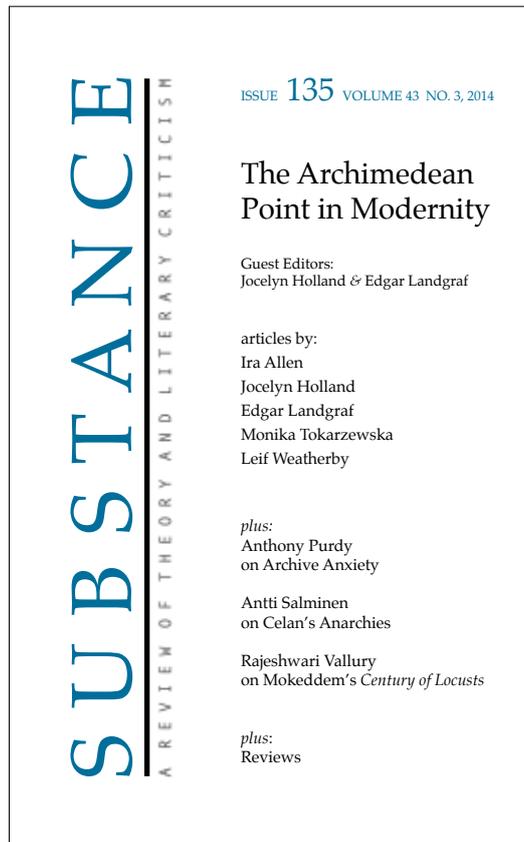


Abb. 2: Eine der Publikationen, an der während des Aufenthaltes im Kolleg mitgearbeitet wurde – *The Archimedean Point in Modernity* in: „SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism“, University of Wisconsin Press, 2014.

Stiftung, bei den Vorstandmitgliedern, die wir Gelegenheit hatten, kennenzulernen, bei der Direktorin des Kollegs, Frau Professor Dr. Bärbel Friedrich, bei dem Wissenschaftlichen

Geschäftsführer Herrn Christian Suhm und bei ihrem Team. Mein großer Dank gilt den Mitarbeitern des Kollegs, von denen ich hier wegen Platzmangel leider nur die Namen derer nennen kann, mit denen ich am häufigsten in Kontakt getreten war: Christin Klaus, Katja Kottwitz, Rainer Cramm. Sie waren nicht nur ein hilfreiches Arbeiterteam, sondern auch interessante Gesprächspartner. Ich danke *last but not least* Frau Mielke und Herrn Rienow, auf deren Hilfe man sich immer verlassen konnte.

Dank des Aufenthaltes in Greifswald habe ich entscheidende Fortschritte in meiner Arbeit machen können. Ich befinde mich inzwischen in der Abschlussphase, so dass ich hoffe, Mitte 2015 dem Kolleg als kleines Dankeschön meine Monographie schenken zu können. Auch eine Reihe von kleinen Publikationen ist aus der Kollegzeit erwachsen. Drei Artikel, darunter eine erweiterte Fassung meiner Fellow-Lecture (herzlich danke ich allen, die mit mir diskutiert haben und denen ich Ergänzungen und Hinweise verdanke), befinden sich im Druck. Seit Ende März, d. h. seit dem Ende meines Aufenthaltes, stellte ich die Ergebnisse meiner Greifswalder Zeit auf zwei Tagungen dar: auf dem Studientag *Literatur und Wissenschaftsgeschichte* am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin und auf der Tagung *Hannah Arendt: politisches Denken – dichterisches Denken* an der Philologischen Fakultät der Universität Santiago de Compostela.

Tokarzewska, Monika: Der feste Grund des Unberechenbaren. Georg Simmel zwischen Soziologie und Literatur, Wiesbaden 2010: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tokarzewska, Monika: Die Kategorie des Anfangs bei Fichte, Schelling, Novalis und Arendt, in: Ulrich Wergin/Timo Ogrzal: Romantik: Mythos und Moderne, Würzburg 2013: Königshausen & Neumann, s. 95-109.

Tokarzewska, Monika: Archimedean Points in a Network of Cosmological Metaphors: Fontenelle, Locke, Fichte, and Kant, in: "SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism", University of Wisconsin Press, 2014.

Tokarzewska, Monika: Friedrich von Hardenbergs 'moralische Astronomie', in: „Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft“ (nach Begutachtungsprozess zum Druck aufgenommen)

Tokarzewska, Monika: 'Moralna astronomia' – Novalis i metaforyka 'przewrotu kopernikańskiego', in: „Przegląd Filozoficzno-Literacki“, Warszawa, Instytut Filozofii Uniwersytetu Warszawskiego (nach Begutachtungsverfahren zum Druck aufgenommen)

# Unter die Lupe genommen

## Der Ausflug der Fellows zum Friedrich-Loeffler-Institut auf der Insel Riems

Text und Foto: Professor Dr. Regine Hakenbeck

Eine Brücke verbindet inzwischen die kleine Insel Riems mit dem Festland nordwestlich von Greifswald. Brücken garantieren kontrollierten Zugang vom Land, auf der das Ziel der Exkursion vom 4. März 2014 lag: der Hauptsitz des Friedrich-Loeffler Instituts, des Bundesforschungsinstituts für Tiergesundheit, zu dem noch weitere Institute in Tübingen, Wusterhausen und Jena gehören. Die Forschungsstätte auf Riems wurde 1910 von Friedrich Loeffler, einem Schüler von Robert Koch, gegründet, der bahnbrechende Untersuchungen zur Bekämpfung der Maul- und Klauenseuchen (MKS) durchführte. Seine Forschungen haben dazu beigetragen, dass tatsächlich die MKS in Europa inzwischen ausgerottet ist; ein Schild „Gehöftsperrung“ aus den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts im Hauptgebäude, in dem ein kleines Museum untergebracht ist, zeugt von der damaligen Dramatik dieser Krankheit.

Professor Mettenleiter, Präsident des FLI, führte uns durch die Anlage. Sein erfrischender, kurzweiliger Vortrag war gespickt mit Anekdoten aus der Historie des Gebäudekomplexes auf der Insel, in dem vier Institute untergebracht sind, die sich mit der molekularen Charakterisierung, der Diagnostik, der Aufklärung von Krankheitsabläufen und deren

Bekämpfung, sowie mit neuen Tierseuchenerregern beschäftigen. Zu den untersuchten Viruskrankheiten gehören heute u.a. BSE und Scrapie ebenso wie die Schweine- und Geflügelpest.

Neben historisch interessanten wissenschaftlichen Gerätschaften birgt das Institut eine Reihe von Kunstschatzen wie Wandbilder des Dresdner Malers Hans Neubert im ‚Zyklus zur Arbeit des Virusforschers‘ mit der Darstellung verschiedener Tätigkeiten im Institut (man liest Titel wie: ‚Sektion eines Versuchstiers‘; ‚Wissenschaftlicher Meinungsstreit und Erfahrungsaustausch‘) und Stelen des Berliner Bildhauers Waldemar Grzimek, der berühmt ist für seine Tierdarstellungen. Ein ganz besonderes Erlebnis war die Begehung eines Versuchslabors der höchsten biologischen Sicherheitsstufe, genannt S4. Eine schlichte Fassade aus dunklem Backstein, aufgelockert durch farbige Fensterreihen und eingesprenkelte goldene Backsteine lässt den enormen technischen Aufwand, der das Arbeiten mit hochinfektiösen Erregern in dem Gebäudetrakt erlaubt, nicht erahnen. Da dort noch nicht gearbeitet wird, konnten wir die Labore betreten, wobei Schuhüberzüge für eine bodenfreundliche Begehung bereitstanden. Später werden nur speziell unterwiesene Mitarbeiter dort expe-



Abb. 1: Schaufenster zur Wissenschaft von früher – ein Blick in die Ausstellungsvitrinen im Museum des Friedrich-Loeffler-Instituts

perimentieren dürfen, die über spezielle Schleusen den Trakt betreten, wo sie duschen, die Kleidung tauschen, und in einem Schutzanzug arbeiten, der über lange Schläuche von außen belüftet wird. Kein Material darf aus dem Labor herausgelangen, es wird vor Ort entsorgt und chemisch unschädlich gemacht. Ein ständiger Unterdruck sorgt dafür, dass Luftströme nur von außen nach innen, aber nicht umgekehrt, fließen können. Das besondere an dem S4-Labor auf Riems und einzigartig in Europa ist eine Ausstattung mit sterilisierbaren Tierständen, die es erlaubt, Experimente mit Tieren bis zur Größe von Kühen durchzuführen. Ein Krankheitsverlauf kann also direkt verfolgt

werden, um die Auswirkungen einer Infektion besser zu beobachten und mögliche Behandlungsstrategien zu evaluieren.

So schloss der Rundgang auf der Insel – eine Wanderung durch die Geschichte der Wissenschaft, die eindrucksvoll durch das Museum lebendig gehalten und durch die Architektur der Gebäude aus verschiedenen Epochen begleitet wurde. Einigen von uns blieb ein geheimnisvoller Geruch, der über der Insel lag, in Erinnerung – befremdlich und mit nichts zu vergleichen, was Museen oder Bibliotheken kennzeichnet.

# Veranstaltungen im Studienjahr 2013/2014

Im Studienjahr 2013/2014 konnte erneut ein umfangreiches und vielfältiges Tagungs- und Vortragsprogramm im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg durchgeführt werden. Im Tagungsprogramm, das 26 internationale Konferenzen, Jahrestagungen, Workshops, Kolloquien und Sommerschulen umfasste, lagen Schwerpunkte, insbesondere im Som-

merhalbjahr 2014, auf Veranstaltungen mit historischen und mittelalterlichen Themenstellungen sowie auf slavistischen Veranstaltungen. Auch literaturwissenschaftliche Tagungen waren wieder stark im Programm des Kollegs vertreten. Erfreulicherweise konnte mit der Sommerschule „Neurorehabilitation“ zudem die Tradition medizinischer Sommerakademien im Kolleg wieder aufgegriffen werden. In den ersten Monaten des Jahres 2014 wurde das Tagungsprogramm des Kollegs durch die wissenschaftliche Ausstellung „Von der Idee zur Erkenntnis“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft ergänzt.

Die meisten der 26 Tagungen im Studienjahr 2013/2014 wurden durch verschiedene Stiftungen und Institutionen finanziell unterstützt, in vier Fällen durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Das hohe Kofinanzierungsniveau des Vorjahres konnte so noch übertroffen werden. Die Bemühungen um die Einwerbung von Drittmitteln für das Tagungsprogramm sollen fortgeführt werden, um auch in Zukunft international und wissenschaftlich hochkarätige Veranstaltungen im Kolleg durchführen zu können.

Im Vortragsprogramm des Kollegs konnten im Wintersemester 2013/2014 und im Sommersemester 2014 annähernd 100 Veranstaltungen



Abb. 1: Mit Gitarrensaiten Moleküle einfangen? Mechanische Nano-Resonatoren vibrieren wie die Saiten einer Gitarre und reagieren hochempfindlich auf ihre Umgebung. Wissenschaftler der Ludwig-Maximilians-Universität München untersuchen, wie sich daraus Sensoren und andere Anwendungen entwickeln lassen. Dieses und weitere Projekte wurden in der Ausstellung „Von der Idee zur Erkenntnis“ im Kolleg vorgestellt.



Abb. 2: Eröffnung der DFG-Ausstellung „Von der Idee zur Erkenntnis“ mit Dr. Christian Suhm, Professor Dr. Bärbel Friedrich, Professor Dr. Dr. h.c. Randolph Menzel, Professor Dr. Johanna Eleonore Weber und Professor Dr. Peter Funke (von links)

gen angeboten werden, die zumeist in Vortragsreihen und Ringvorlesungen organisiert waren und durchschnittlich von mehr als 80 Gästen besucht wurden. Erfreulicherweise war zu beobachten, dass die Vorträge das Interesse sehr vieler Studierender fanden, was nicht zuletzt der Tatsache geschuldet sein dürfte, dass einige Vortragsreihen in die universitären Curricula eingebunden waren. Auch die fachspezifische Ausrichtung einiger Vortragsformate hat sich offensichtlich positiv auf die Besucherzahlen ausgewirkt.

Insgesamt betrachtet konnten im Studienjahr 2013/2014 rund 12.000 Besucher zu den Veranstaltungen im Kolleg begrüßt werden. Eine detaillierte Aufstellung aller Tagungen und Vorträge findet sich im Anhang auf den Seiten 116 bis 120. Im Folgenden seien einige Veranstaltungen exemplarisch hervorgehoben.

Von Mitte Januar bis Mitte März 2014 war das Kolleg wie schon im Jahr 2013 Ort einer Wanderausstellung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Unter dem Titel „Von der Idee zur

Erkenntnis“ konnten sich etwa 2.800 Besucher an zehn Ausstellungsstationen über ausgewählte Einzelprojekte, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert werden, informieren. Die Ausstellung, die gemeinsam mit der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald angekündigt war, wurde am 8. Januar 2014 mit einem Abendvortrag von Herrn Professor Dr. Dr. h.c. Randolph Menzel (Berlin) zum Thema „Wissenschaft im Schaufenster“ eröffnet. In den darauffolgenden Wochen wurden insbesondere jüngere Leute durch die Ausstellung angesprochen. 20 Schulklassen besuchten die Ausstellung, sie wurden zum Teil von wissenschaftlichen Hilfskräften des Kollegs geführt.

Einen besonderen historischen und regionalen Schwerpunkt setzte die Fachtagung „Zwischen ThronSaal und FrawenZimmer“ (7. bis 10. Mai 2014) unter der wissenschaftlichen Leitung von Frau Dr. Monika Schneikart (Greifswald) in Zusammenarbeit mit Herrn Dr. Dirk Schleinert (Stralsund). Thema der Tagung waren die Aktionsradien und Handlungsspiel-

räume pommerscher Fürstinnen um 1600, wobei die Fürstin Sophia Hedwig im Zentrum der Betrachtung stand. In den Vorträgen wurde aufgezeigt, wie Fürstinnen in der Gesellschaft mittels Briefen und Kanzleischreiben interagierten. Zum Auftakt der Tagung sprach Frau Privatdozentin Dr. Britta-Juliane Kruse (Wolfenbüttel) in einem öffentlichen Abendvortrag über die ökonomischen und sozialen Alltagsprobleme verwitweter Herrscherinnen. Die Tagung fand sowohl im Kolleggebäude als auch in der Kirche St. Petri in Wolgast statt und wurde durch Exkursionen zu den herzoglichen Witwensitzen in Loitz und Ludwigsburg ergänzt. Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist in Vorbereitung.

Ein gegenwärtig brisantes Thema der geschichts- und politikwissenschaftlichen Forschung griff die internationale Tagung „Kultur und Praxis der Wahlen. Eine Geschichte der modernen Demokratie“ (15. bis 16. Mai 2014)

unter der Federführung von Herrn Professor Dr. Hubertus Buchstein und Dr. Hedwig Richter (beide Greifswald) auf. Im Mittelpunkt der Diskussionen standen die folgenden Fragen: Was ist eigentlich der Sinn des Wählens? Warum sind Wahlen so attraktiv und werden weltweit als Allheilmittel gegen staatliche Probleme, als Grundlage der Nationalstaatsbildung, als Friedensbringer, als Stabilisator oder als Gerechtigkeitsproduzent angesehen? Zur Beantwortung dieser Fragen reicht die klassische Definition der Wahl-

funktion, dass Wahlen ein institutionalisiertes Prozedere sind, um Amtsinhaber auszuwählen, offensichtlich nicht aus. Im Verlauf der Tagung wurde die variiende, oft schillernde Bedeutung von Wahlen daher historisch und ethnologisch neu bewertet. Der Gegenstand „Wahlen“ erschien dabei zunächst fremd und erklärungsbedürftig, sodass sich Fragen nach Praktiken, Materialität, Gefühlen, Symbolen und Diskursen im Kontext von Wahlen anschlossen. Das Interesse richtete sich ferner auf das Massenwahlrecht als Grundlage moderner Demokratien im 19. und 20. Jahrhundert. Den öffentlichen Abendvortrag der Tagung hielt die Leibniz-Preisträgerin Professor Dr. Barbara Stollberg-Rilinger, eine Key-Note-Lecture steuerte der australische Politikwissenschaftler Professor Dr. John Keane bei, dessen Publikationen international viel diskutiert werden.

Einen weiteren geschichtswissenschaftlichen Höhepunkt des Veranstaltungsprogramms im Studienjahr 2013/2014 stellte die von Herrn Professor Dr. Karl-Heinz Spieß (Greifswald) und Herrn Professor Dr. Oliver Auge (Kiel) verantwortete Tagung „König, Reich und Fürsten im Mittelalter“ (13. bis 15. Juni 2014) dar, die mehr als 15 Fachreferate vereinte und an der mehr als 100 Historikerinnen und Historiker teilnahmen. Die Tagung markierte den Abschluss des Greifswalder „Principes-Projektes“, das auf die im Jahr 2000 in Greifswald durchgeführte programmatische Tagung „Principes. Dynastien und Höfe im späten Mittelalter“ zurückgeht und in der Forschung zur Geschichte des Mittelalters weithin starke Beachtung fand und findet. Ein entscheidendes Ergebnis der Tagung war die Konstatierung eines „political turn“ in der Geschichtsforschung, der sich an den früheren „cultural turn“ anschließt und mit Blick auf die mittelalterliche Geschichte dazu führe, den Blick über die Könige und Fürsten hinaus auf andere Personenkreise (z. B. Ministerialen und Gelehrte) zu lenken



Abb. 3: Veranstaltungsplakat der internationalen Tagung „Kultur und Praxis der Wahlen. Eine Geschichte der modernen Demokratie“

und die Rolle der Städte stärker zu berücksichtigen.

Den öffentlichen Abendvortrag der Tagung hielt Professor Dr. Stefan Weinfurter (Heidelberg) zum Thema „Eindeutigkeit – Karl der Große und die Anfänge europäischer Wissenskultur“, in dem er auf die einheitsstiftende Wirkung Karls des Großen in Fragen der Politik, Religion, Wissenschaft und Literatur einging und damit den Facettenreichtum der Karolingischen Renaissance nachwies.

Pilotcharakter hatte die von Herrn Professor Dr. Thomas Platz, Chefarzt und ärztlicher Direktor der BDH-Klinik Greifswald (Neurologisches Rehabilitationszentrum und Querschnittgelähmtenzentrum), durchgeführte Sommerschule „Neurorehabilitation“ (2. bis 5. Juli 2014), die erstmalig nicht nur Ärzten, sondern auch Angehörigen der Pflegeberufe (z. B. Physiotherapeuten, Ergotherapeuten und Logopäden) die Möglichkeit bot, sich kompakt über aktuelle Forschungsthemen zu informieren und praxisorientiert weiterzubilden. Die von mehr als 80 Teilnehmern besuchte Sommerschule war in Vorlesungs- und Seminareinheiten aufgeteilt und wurde durch einen öffentlichen Abendvortrag von Frau Professor Dr. Kerstin Dautenhahn (Hertfordshire) zum Thema „Humanoide Roboter in der Therapie – sind Roboter geeignete Hilfsmittel für Therapeuten? Erfahrungen bei Kindern mit Autismus“ eröffnet. Es ist geplant, die Sommerschule auf der Grundlage einer umfangreichen Evaluation weiterzuentwickeln und im Zwei-Jahres-Rhythmus stattfinden zu lassen. Sie soll zudem Teil einer weltweiten Förderinitiative der Weltföderation Neurorehabilitation (WFNR) und Vorbild für Weiterbildungsmaßnahmen in der Neurorehabilitation werden.

Vom 17. bis 20. September 2014 kamen mehr als 200 Mitglieder der Gesellschaft für Musikforschung zu ihrer Jahrestagung erstmalig nach Greifswald und in das Alfred Krupp Wissenschaftskolleg. Unter der wissenschaft-

lichen Leitung von Herrn Professor Dr. Walter Werbeck und Herrn Dr. Martin Loeser (beide Greifswald) bildeten zwei öffentliche Symposien zu den Themen „Die Verwandlung der Welt? Die Musikkultur des Ostseeraums in der Sattelzeit – Strukturen, Innovationen und Konsequenzen im interregionalen Vergleich“ und „Richard Strauss und die Musik des 20. Jahrhunderts“ den Kern der Jahrestagung. Das Philharmonische Orchester des Theater Vorpommern unter der Leitung des Generalmusikdirektors Golo Berg eröffnete die Konzertsaison 2014/15 während der Tagung mit dem Werk „Eine Alpensinfonie“ von Richard Strauss. Tagung und Konzert bildeten auch Abschluss und Höhepunkt des Richard-Strauss-Jubiläumsjahres im Kolleg, das mit einer Vortragsreihe zum Werk des Münchner Komponisten im Sommersemester 2014 begonnen hatte.

Unter der fachlichen Ägide von Frau Dr. Christine Magin (Greifswald), die die Arbeitsstelle Inschriften Greifswald der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, angesiedelt am Historischen Institut der Universität Greifswald, leitet, fand vom 22. bis 27. September 2014 der interdisziplinäre Sommerkurs „Inschrift – Handschrift – Buchdruck. Medien der Schriftkultur im späten Mittelalter“ im Kolleg statt. Er machte mit Quellen und Arbeitstechniken vertraut, die in den vergangenen Jahren aus den Studienplänen vieler mediävistischer Fächer verschwunden sind, und vermittelte fä-

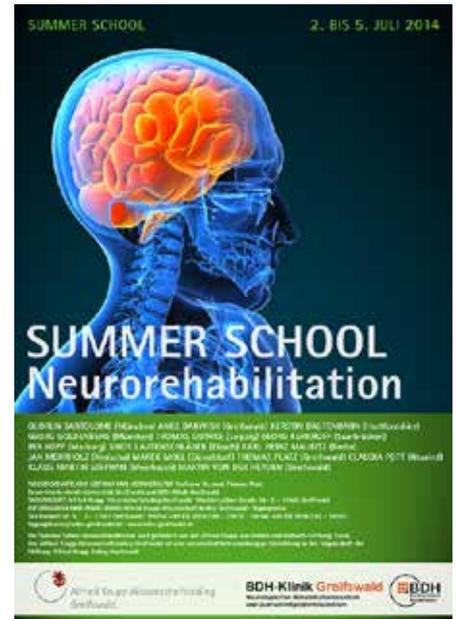


Abb. 4: Veranstaltungsplakat der interdisziplinären Sommerschule „Neurorehabilitation“, die im Juli 2014 im Greifswalder Kolleg statt fand.



Abb. 5: Zum Ukrainicum 2014 reisten sehr viele Studierende unterschiedlicher Nationalität nach Greifswald an.

cherübergreifend anwendbare Kenntnisse für die Arbeit mit spätmittelalterlichen Originaltexten in handschriftlicher, inschriftlicher und gedruckter Form. 20 in einem Bewerbungsverfahren ausgewählte Studierende und Promovierende der Fächer Geschichte, Deutsche und Lateinische Philologie des Mittelalters, Kunstgeschichte, Musikwissenschaften, Buch- und Kulturwissenschaften, Kirchen- und Philosophiegeschichte sowie Editions- und Historische Grundwissenschaften nahmen an dem Sommerkurs teil. Besonders gewinnbringend für die Teilnehmer erwies sich der freie Zugang zu den originalen Inschriften, Handschriften und Inkunabeln an mehreren Standorten, beispielsweise den Universitätsbibliotheken Greifswald und Rostock sowie der Bibliothek des Geistlichen Ministeriums im Greifswalder Dom St. Nikolai. Zudem wurde die interdisziplinäre Zusammensetzung des Sommerkurses von den Teilnehmern als große Bereicherung ihrer fachlichen Perspektive auf das Thema der Veranstaltung erfahren.

Zum 19. Mal fand vom 11. bis 23. August 2014 die internationale Sommerakademie „Greifswalder Ukrainicum“ unter der wissenschaftlichen Leitung von Herrn Professor Dr. Alexander Wöll (Greifswald) im Kolleg statt. Der Titel der Sommerakademie „Of Thin and Thick Threads – Aspects of the New Ukrainian National Narrative“ wurde bewusst gewählt, um einen besonders kontroversen Aspekt der neueren ukrainischen Geschichte – die Auseinandersetzung mit der nationalen Geschichte und Identität – vor dem Hintergrund der dramatischen und gewaltsamen politischen Entwicklung des vergangenen Jahres zu beleuchten. Entsprechend groß war die Resonanz auf die Veranstaltung. Annähernd 50 internationale Studierende und Doktoranden verschiedener Fachrichtungen nahmen an der Sommerakademie teil, die in bewährter Weise Sprachkurse am Vormittag, literatur- und kulturwissenschaftliche, politikwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Seminare am Nachmittag sowie öffentliche Abendvorträge und Podiumsdiskussionen am Abend vereinte.

Im Rahmen des Seminars „Political Development of Post-Soviet Ukraine and Eastern Europe“, das von Herrn Dr. Mykhailo Minaikov (Kiew/Greifswald), Fellow des Kollegs im akademischen Jahr 2013/2014, geleitet wurde, erörterten die Teilnehmern, wie die verschiedenen politischen und ökonomischen Transformationsprozesse in den ehemaligen Republi-



Abb. 6: Veranstaltungsplakat des 4. Greifswalder Polonicums

ken der UdSSR, speziell der Ukraine, verliefen. Herr Marcus Hoffmann M.A. (Greifswald) ging in seinem Seminar auf die unterschiedlichen Interpretationsmöglichkeiten der Texte und der Figur des ukrainischen Autors Taras Ševcenko ein, um auf weitergehende Fragen zur Kanonbildung und Entstehung einer Nationalliteratur zu sprechen zu kommen. Im Kurs von Herrn Dr. Ryszard Kupidura (Poznan) wurden Ukraine-Konzeptionen in der Literatur des 19. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die aktuelle Situation im Kontext des Euromaidan diskutiert.

Zwei Podiumsdiskussionen zu den Themen „Post-War Ukraine: Maidan or a New Oligarchie“ und „Junge Stimmen zum Maidan“, die aufgrund ihrer politischen Brisanz zum Teil kontroverse Diskussionen, insbesondere über die Rolle Russlands und des Westens während des Euromaidan und über den Konflikt in der Ostukraine, provozierten, rundeten das Programm des Ukrainicums 2014 ab.

Eine Neuerung im Programm des Ukrainicums war die Veranstaltung „Open Space. Works in Progress. Project Presentations“, die den Teilnehmern die Gelegenheit bot, eigene wissenschaftliche Projekte und zivilgesellschaftliche Initiativen vorzustellen und zur Diskussion zu stellen. Das Angebot wurde von den Teilnehmern mit großer Begeisterung aufgenommen und soll auch in die zukünftigen Ukrainica integriert werden.

Seit einigen Jahren ergänzt die internationale Sommerakademie „Greifswalder Polonicum“ das Programm der slavistischen Sommerschulen im Kolleg und bringt zum Ausdruck, dass im Rahmen des Mittel- und Osteuropaschwerpunkts des Kollegs neben der Ukraine ein regionaler Fokus auf das Nachbarland Polen gerichtet ist. Das 4. Polonicum fand vom 8. bis 13. September unter starker Beteiligung Greifswalder Slavisten statt. Frau Dr. Klavdia Smola (Greifswald) behandelte in ihrem Seminar mit dem Titel „Der polnische Komplex“

den Polen-Mythos in der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Im sprachwissenschaftlichen Seminar von Herrn Professor Dr. Bernhard Brehmer (Greifswald) zum Thema „Polish in Contact with Other Languages: Past and Present“ wurde der Einfluss anderer Sprachen auf das Polnische untersucht. Im Vordergrund standen die Einflüsse des Deutschen und des Russischen, die vor allem im 19. Jahrhundert in Folge der Teilungen Polens bedeutsam waren.

Ein weiteres Seminar mit dem Titel „Memory, Trauma, Globalization in Post-1989 Poland“ fand unter der Leitung von Frau Professor Dr. Joanna Niżyńska (Bloomington) statt und war der Erinnerungskultur in Polen und den gesellschaftspolitischen Traumata Polens im 20. Jahrhunderts gewidmet.

Zur Eröffnung des Polonicums hielt der polnische Publizist Adam Krzemiński (Warschau) die 2. Deutsch-Polnische Rede, in der er aus aktuellem Anlass über die unterschiedlichen Auffassungen in Deutschland und Polen über die Bedrohung der Ukraine und des europä-



Abb. 7: Oberbürgermeister Dr. Arthur König und Adam Krzemiński bei der Eintragung in das Goldene Buch der Stadt Greifswald am 8. September 2014

ischen Integrationsprozesses durch Russland sprach. Herr Krzemiński hob besonders lobend die Rede des deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck auf der Westerplatte zum 75. Jahrestag des Überfalls Nazideutschlands auf Polen hervor. Vor der Deutsch-Polnischen Rede wurde Herrn Krzemiński vom Oberbürgermeister der Universitäts- und Hansestadt Greifswald, Herrn Dr. Arthur König, die Ehre erwiesen, sich in das Goldene Buch der Stadt Greifswald einzutragen.

Das Vortragsprogramm des Studienjahrs 2013/2014 wurde durch die Fortsetzung von Reihenveranstaltungen geprägt. Im Wintersemester 2013/2014 präsentierten sich die Caspar-David-Friedrich-Vorlesungen des Kollegs in einem veränderten und erweiterten Format, das neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Bildenden

Kunst, vor allem der Romantik, nun auch andere Künste und auch die Kunstpraxis einbezieht. Zudem richtet sich die Reihe seither mit einem Semesterschwerpunkt besonders an Studierende geisteswissenschaftlicher Fächer. Im Wintersemester 2013/2014 hatten Professor Dr. Eckhard Schumacher und Christin Klaus M.A. die Federführung der Reihe, die den Titel „Romantik als Provokation“ trug und damit einem Thema gewidmet war, das seit einigen Jahren von einer Greifswalder Forschungsinitiative an der Philosophischen Fakultät der Universität behandelt wird.

Einen weiteren Höhepunkt des Wintersemesters 2013/2014 stellte die Vortragsreihe „Klimawandel – Fakten, Fiktionen, Folgen“ unter der fachlichen Leitung von Herrn Professor Dr. Martin Meschede (Greifswald) dar, die durchschnittlich 200 Besucher, darunter zahlreiche Studierende, in das Kolleg lockte. Sie war kombiniert mit einer ebenfalls sehr gut besuchten Ringvorlesung am Institut für Geographie und Geologie der Universität Greifswald und auf diese Weise in das Curriculum des Fachs eingebunden.

Die 28. Greifswalder Rede der Stiftung Alfried Krupp Kolleg hielt am 7. November 2013 Herr Professor Dr. Jan-Hendrik Olbertz, Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, zum Thema „Wie lebendig ist Humboldt?“. Am darauffolgenden Tag bestand für die Mitglieder des Jungen Kollegs Greifswald die Möglichkeit, mit Herrn Olbertz bei einem Frühstück über die Inhalte seiner Rede und weiterführende Fragen zu diskutieren.

Den Abschluss und Höhepunkt des Richard-Wagner-Jubiläumsjahres im Kolleg markierte am 9. Dezember 2013 der Vortrag von Herrn Dres. h. c. Christian Thielemann, Chefdirigent der Sächsischen Staatskapelle Dresden, über sein Leben mit Wagner.

Das Vortragsprogramm des Sommersemesters 2014 wurde wiederum durch einige Vortragsreihen geprägt, unter anderem die Caspar-Da-

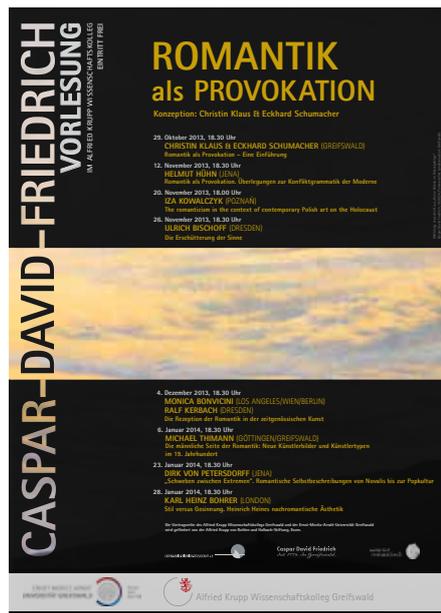


Abb. 8: Die sehr gut besuchten Caspar-David-Friedrich-Vorlesungen standen im Wintersemester 2013/2014 unter dem Titel „Romantik als Provokation“.



Abb. 9: Professor Dr. Jan-Hendrik Olbertz, Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, (rechts) während der 28. Greifswalder Rede zum Thema „Wie lebendig ist Humboldt?“

vid-Friedrich-Vorlesungen zum Thema „Kitsch und Klischee“ und eine Richard-Strauss-Ringvorlesung, die von Herrn Professor Dr. Walter Werbeck und Herrn Dr. Christian Suhm (beide Greifswald) konzipiert wurde und die am 17. Juni 2014 die bekannte Wiener Schauspielerinnen und Sängerinnen Jovita Dermota mit ihrem Leseprojekt „Metamorphosen – Richard Strauss und die Familie Wagner“ ins Kolleg führte.

Am 3. Juni 2014 konnte im Rahmen der 3. Loeffler-Lecture, die das Kolleg in Zusammenarbeit mit Herrn Professor Dr. h.c. Thomas C. Mettenleiter, dem Präsidenten des Friedrich-Loeffler-Instituts, veranstaltet, ein Nobelpreisträger im Kolleg begrüßt werden, nämlich Herr Professor Dr. Dr. h.c. Rolf Martin Zinkernagel, der vor einem großen Publikum über die Immunabwehr gegen Viren sprach. Herr Zinkernagel wurde 1996 zusammen mit dem Australier Peter Doherty für seine Arbei-

ten zur Immunabwehr mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnet.



Abb. 10: Dres. h.c. Christian Thielemann im Gespräch mit Professor Dr. Walter Werbeck und dem Publikum

# Nachwuchsförderung

## Das Junge Kolleg Greifswald

Das Alfred Krupp Wissenschaftskolleg beabsichtigt, auch zur Stärkung der Kompetenz von Nachwuchswissenschaftlern in inter- und

transdisziplinären sowie auch in außerwissenschaftlichen Kontexten beizutragen. Dazu hat es das Junge Kolleg Greifswald gegründet – nahezu zeitgleich mit der Graduiertenakademie der Universität Greifswald.

In einer Kooperation beider Institutionen wurde unter anderem die Veranstaltungsreihe „Nachdenken über Wissenschaft“ ins Leben gerufen. Gleichzeitig wurde an der Graduiertenakademie ein neuer Qualifikationsbereich gleichen Namens geschaffen. Maßgeblicher Mitinitiator der Initiative war Professor Dr. Rainer Hegselmann, Fellow des Wissenschaftskollegs im Studienjahr 2012/2013, der ein grundlegendes Konzept für die deutsche Graduiertenausbildung ausgearbeitet hat. Professor Hegselmann präsentierte sein Konzept anlässlich des Eröffnungsvortrags von „Nachdenken über Wissenschaft“ am 14. Mai 2014. Bestandteile dieser Reihe waren außerdem ein zweiter öffentlicher Abendvortrag, ein Seminar sowie ein offenes Plenum.

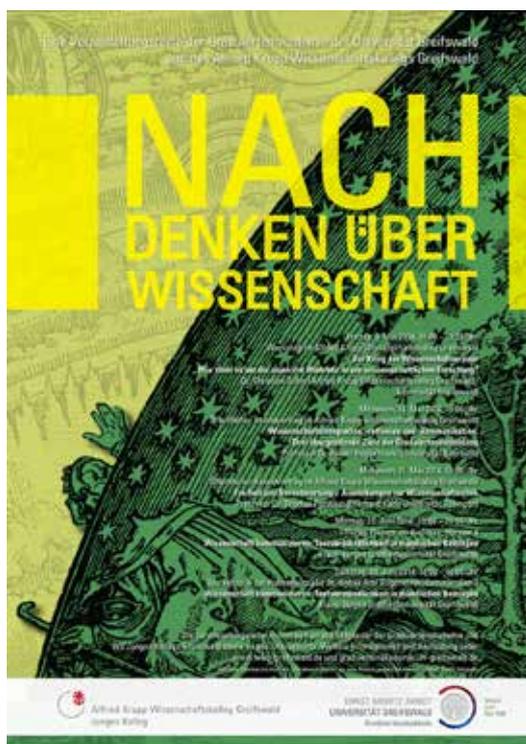


Abb. 1: Veranstaltungsplakat der Reihe „Nachdenken über Wissenschaft“, die von der Graduiertenakademie der Universität Greifswald und dem Jungen Kolleg konzipiert wurde

Aus der Kooperation zwischen Graduiertenakademie und Jungem Kolleg Greifswald ging unter anderem auch der „Planungskreis Nachwuchsförderung“ hervor, in dem inzwischen fünf Graduiertenschulen, eine Reihe spezifischer Förder- und Mentoring-Programme für den wissenschaftlichen Nachwuchs, sowie



Abb. 2: Gruppenbild mit Vorstandschef – Am 6. Februar 2014 trafen sich die Jungen Kollegiaten mit Dr. Heinrich Hiesinger (Mitte), um mit ihm über seine Vorstellungen zum Umbau des ThyssenKrupp-Konzerns zu sprechen.

zentrale Universitätseinrichtungen vertreten sind. In Zusammenarbeit mit diesem Planungskreis führten die Graduiertenakademie und das Junge Kolleg Greifswald am 4. Dezember 2013 erstmals den Perspektiventag „Promotion? Und dann?“ in den Räumen des Alfred Krupp Wissenschaftskollegs durch. Für Postdoktoranden, Promovierende sowie alle an einer Promotion interessierten Studierenden wurden Informationsveranstaltungen und Workshops zu Finanzierungsfragen, Karriereplanung, Vernetzung und Schlüsselqualifikationen angeboten. Es ist beabsichtigt, den Perspektiventag in Zukunft jedes Jahr anzubieten.

Im September 2013 folgte das JKG einer Einladung von Professor Karlheinz Altendorf, Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats und Mentor des JKG, zum Besuch des Morgenland-Festivals in der Greifswalder Partnerstadt Osnabrück. Hier wurde den Kollegiaten unter anderem authentische traditionelle Musik aus dem Irak sowie ein Seminar über die politische und gesellschaftliche Situation der Kurden im Nord-Irak geboten.

Eine weitere Veranstaltung mit musikwissenschaftlichem Schwerpunkt war das Concerto Recitativo „Anstiftung zum Mord – Lew Tolstois und Ludwig van Beethovens Kreuzersonate“, das am 17. Oktober 2013 in der Aula

der Universität stattfand. Der Architekt dieses musikalisch-literarischen Hörspiels, Professor Schmidt-Banse, gab Mitgliedern des JKG in einem vorgeschalteten Seminar eine breite musiktheoretische Erläuterung. Im Nachgang zu der am 7. November 2013 von Professor Dr. Jan-Hendrik Olbertz gehaltenen 28. Greifswalder Rede ergriff das JKG die Gelegenheit zu einem Diskussionsfrühstück mit dem Referenten am darauffolgenden Morgen. Unter dem Veranstaltungstitel „Wieviel Wettbewerb verträgt die Wissenschaft?“ befragten Kollegiaten Professor Olbertz zu zahlreichen Themen rund um die zukünftige Entwicklung der Universitäten in Deutschland sowie auch zu seinem persönlichen Leitbild als Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin. Vermittelt durch Professor Dr. Karlheinz Altendorf

ergab sich am 6. Februar 2014 für das JKG die herausragende Gelegenheit, den Vorsitzenden des Vorstands der ThyssenKrupp AG, Dr.-Ing. Heinrich Hiesinger, persönlich kennenzulernen und mit ihm über allgemeine Fragen des Wirtschaftsmanagements und von Compliance in Großunternehmen sowie über aktuelle Entwicklungen in der ThyssenKrupp AG zu diskutieren. Im Anschluss an diese Diskussionsrunde gab Dr. Hiesinger auch der Greifswalder Öffentlichkeit in einem Abendvortrag Auskunft über das Thema „ThyssenKrupp – auf neuen Wegen in die Zukunft“.

Die im Frühjahr 2013 begonnene Veranstaltungsreihe zum Thema „Die Zukunft von Wirtschaft und Nachhaltigkeit“ fand am 5. Dezember 2013 ihren Abschluss in einem World Café. Trotz Absage fast aller Universitätsveranstaltungen infolge einer Unwetterwarnung fanden sich 25 Teilnehmer im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg ein, die an Diskussionsrunden mit den eingeladenen Experten Philipp Ikrath (Wien, Vorstandsmitglied des Instituts jugendkulturforchung.de) zum Thema „Studenten nach Maß – Wie beeinflusst die Wirtschaft unser Studium?“ und Professor Dr. Reinhard Merkel (Fellow des Wissenschaftskollegs im Studienjahr 2012/2013) zum Thema „Alles noch rechtens? – Beugt sich Justitia dem Diktat der Wirtschaft?“ teilnahmen.

Auf Initiative des Kollegiaten Dr. Moritz Oberstadt wurde am 3. und 4. April 2014 mit dem Fachsymposium „Neurooncology: Young Investigators Meeting Greifswald“ die erste Tagung des Jungen Kollegs durchgeführt. Finanziell unterstützt wurde die Veranstaltung durch die Klinik und Poliklinik für Neurologie und das Gerhard-Domagk-Nachwuchsförderprogramm der Universitätsmedizin. Das Symposium richtete sich an Nachwuchsforscher und Ärzte aus den Bereichen Neurologie, Neuroradiologie und Neuropathologie sowie





Abb. 4: Blick in die Diskussion über nationale und internationale Bildungssysteme der Jungen Kollegiaten mit Studenten der Stanford University am 24. Mai 2014 im Kolleg

verwandter Gebiete. Ein spezieller Veranstaltungsblock war den Karrierechancen junger Forscher gewidmet.

Am 23. und 24. Mai bekam das JKG Besuch von einer Delegation des in Berlin angesiedelten „BING overseas studies program“ der Stanford University. Die Leiterin des Programms, Frau Dr. Karen Kramer, der Koordinator Dr. Wolf-Dietrich Junghanns sowie Professor Dr. Sheri D. Sheppard von der Stanford School of Engineering kamen mit 14 durch die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung geförderten Stipendiaten aus dem „Internship Program“ nach Greifswald. Nach einem informellen Abend auf der Dachterrasse des Wissenschaftskollegs folgte ein von den Mitgliedern des JKG und den studentischen Gästen selbst organisiertes Seminar über die Bildungssysteme in Deutschland und den USA. Ein Gegenbesuch des JKG ist für April 2015 geplant, um einen dauerhaften Austausch zwischen diesen Institutionen zu etablieren. Auf Anregung des Leiters des Berliner Büros der Studienstiftung, Dr. Marcus Lippe, wurde der ersten Stipendiatin der Studienstiftung aus dem Bereich Rock/Pop, Ela Querfeld und Band, am 26. Mai 2014 die Möglichkeiten geboten, ihr Können in Greifswald vor Stipendiaten von Begabtenförderungswerken bzw.

Mitgliedern des JKG zu präsentieren. Die Veranstaltung mit dem Titel „Stipendiaten begegnen Stipendiaten“ bot mit einem integrierten Diskussionsforum die Möglichkeit zum Austausch untereinander und mit den Musikern. Im Frühjahr 2014 initiierte das Junge Kolleg in Kooperation mit dem Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft und dem Historischen Institut der Universität Greifswald erstmals eine ganzjährige Vortrags- und Diskussionsreihe zum Thema „Krieg und Frieden – gestern, heute, morgen“. Auch vor dem Hintergrund der Jahrestage zum Ausbruch der beiden Weltkriege wollten die Kollegiaten der historischen Entwicklung von Krieg und Frieden nachgehen, sowie aktuelle Fragen der Friedens- und Konfliktforschung behandeln. Professor Dr. Reinhard Merkel, Fellow des Wissenschaftskollegs im Studienjahr 2013/2014, eröffnete die Reihe am 24. April 2014. Der zweite Vortrag wurde in Form einer Lesung von dem bekannten Politikwissenschaftler und Buchautor Professor Dr. Herfried Münkler gehalten. Als weitere Referenten konnten Professor Dr. Johannes Burkhardt (Augsburg), Professor Dr. Ulrich Schneckener (Osnabrück), Professor Dr. Phil C. Langer (Frankfurt am Main) und Professor Dr. Anna Geis (Magdeburg) gewonnen werden.

# Tagungen

1. Oktober 2013 bis 30. September 2014

2. bis 5. Oktober 2013	Staatsrechtslehrertagung 2013 der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Claus Dieter Classen, Professor Dr. Uwe Kischel, Professor Dr. Heinrich Lang, Professor Dr. Joachim Lege, Professor Dr. Michael Rodi
10. bis 12. Oktober 2013	Überschreitungen/Überschreibungen: Zum Werk von Sibylla Schwarz (1621 – 1638)	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Hania Siebenpfeiffer
17. und 18. Oktober 2013	Norm und Normativität in den Wissenschaften	Wissenschaftliche Leitung: Dr. Birte Arendt, Dr. Stephanie Bauerfeind, Dr. Fay Geisler, Dr. Jana Kiesendahl, Dr. Klavdia Smola
24. bis 26. Oktober 2013	Kunst und Fremderfahrung	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Michael Astroh, Werner Fitzner M.A.
4. November 2013	Das Schwedenbild in Ostdeutschland	Wissenschaftliche Leitung: Botschaftsrat Christian Berg
12. und 13. Dezember 2013	Medizinische Forschungsethik im Kontext individualisierter Medizin	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Heinrich Assel, Dr. Martin Langanke
29. und 30. Januar 2014	Psalmen und Psalter: musikalische, poetische, ikonologische und theologische Sinnbildungen	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Heinrich Assel, Professor Dr. Stefan Beyerle
18. bis 21. März 2014	Lorentzian and Conformal Geometry	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Ines Kath, Dr. Thomas Leistner, Professor Dr. Uwe Semmelmann
3. und 4. April 2014	Neurooncology – Young Investigators Meeting Greifswald	Wissenschaftliche Leitung: Dr. Moritz C. Oberstadt
10. und 11. April 2014	Übersetzung als Kulturvermittlung. Translatorisches Handeln, neue Strategien, didaktische Innovation	Wissenschaftliche Leitung: Dr. habil. Zbyněk Fišer, Dr. Raija Hauck
7. bis 10. Mai 2014	Zwischen ThronSaal und FrauenZimmer	Wissenschaftliche Leitung: Dr. Monika Schneikart in Zusammenarbeit mit Dr. Dirk Schleinert
15. und 16. Mai 2014	Kultur und Praxis der Wahlen. Eine Geschichte der modernen Demokratie	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Hubertus Buchstein, Dr. Hedwig Richter
20. und 21. Mai 2014	Ethische Herausforderungen in der bevölkerungsbasierten Demenzforschung	Wissenschaftliche Leitung: Pia Erdmann M.A., Professor Dr. Wolfgang Hoffmann
23. und 24. Mai 2014	21. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Neugeborenscreening (DGNS)	Tagungspräsident: Professor Dr. Matthias Nauck Wissenschaftliche Leitung Dr. Cornelia Müller, Dr. Theresa Winter
4. bis 6. Juni 2014	Epochenumbruch um 1800. Literatur und Kultur im Russischen Reich zwischen Aufklärung und Romantik	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Ulrike Jekutsch
13. bis 15. Juni 2014	KÖNIG, REICH UND FÜRSTEN IM MITTELALTER. Abschlusstagung des Greifswalder „Principes-Projekts“	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Oliver Auge, Professor Dr. Karl-Heinz Spieß (Greifswald)
19. bis 21. Juni 2014	Verzettelt, verschoben, verworfen. Textgenese und Edition moderner Literatur	Wissenschaftliche Leitung: Katharina Krüger M.A., Dr. Elisabetta Mengaldo, Professor Dr. Eckhard Schumacher
26. und 27. Juni 2014	Ausbildungszeiten. Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf soziale Ungleichheit und kulturelle Differenzen um 1800	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Eva Blome, Dr. Peter C. Pohl
2. bis 5. Juli 2014	Neurorehabilitation	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Thomas Platz
10. Juli 2014	Heimsuchung und Haushaltung. Die Beweglichkeit der Dinge in Literatur, Museum und bildender Kunst	Wissenschaftliche Leitung: Privatdozentin Dr. Mona Körte
11. Juli 2014	Schreibweisen der Gegenwart (1800/2000)	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Eckhard Schumacher

14. bis 16. Juli 2014	Greifswald Phylogenetics Meeting 2014	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Mareike Fischer, Dr. Martin Haase, Professor Dr. Andreas Spillner
11. bis 23. August 2014	Of Thin and Thick Threads – Aspects of the New Ukrainian National Narrative	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Alexander Wöll
8. bis 13. September 2014	Blossoms of Different Stalks – Poland as an Intercultural Space	Wissenschaftliche Leitung: Professor Dr. Alexander Wöll
17. bis 20. September 2014	Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung	Wissenschaftliche Leitung: Dr. Martin Loeser, Professor Dr. Walter Werbeck
22. bis 27. September 2014	Inschrift – Handschrift – Buchdruck. Medien der Schriftkultur im späten Mittelalter	Wissenschaftliche Leitung: Dr. Christine Magin

# Öffentliche Vorträge

1. Oktober 2013 bis 30. September 2014

10. Oktober 2013	Professor Dr. Mirosława Czarnecka	Sibylla Schwarz in der Diskussion schreibender Frauen im 17. Jahrhundert über Grenzen und Möglichkeiten weiblicher Dichtung
11. Oktober 2013	Dr. André Lutze, Dr. des. Felix Schönrock	Das Haus der Familie Schwarz. Geschichte und Baugeschichte
14. Oktober 2013	Professor Dr. Julia Vorholt	Life on leaves: Commonality in diversity
15. Oktober 2013	Professor Dr. Barbara Vinken, Ph.D.	Simone de Beauvoir. Nicht Mann, nicht Frau, Mensch: Transzendiertes Geschlecht?
16. Oktober 2013	Dr. Kerstin Decker	Nietzsche und Wagner: Geschichte einer Hassliebe
17. Oktober 2013	Professor Dr. Alexandra Manzei	Normierung von Körper und Krankheit im Kontext von Organtransplantationen
21. Oktober 2013	Professor Dr. Martin Emsley	Disentangling the origins of eukaryotic cells: genes, trees and organelles
22. Oktober 2013	Professor Dr. Martin Meschede	Plattentektonik und globale Klimaveränderungen. Wie beeinflussen langfristige Plattenbewegungen das globale Klima?
24. Oktober 2013	Professor em. Dr. Dr. h.c. Herbert Grabes	Vom fremden Neuen zum nicht mehr neuen Fremden: Über den Wandel der Ästhetik nach der Postmoderne
28. Oktober 2013	Professor Dr. Herman Philipse	Religious Belief in an Age of Science: A Decision Tree for the Faithful
29. Oktober 2013	Christin Klaus M.A., Professor Dr. Eckhard Schumacher	Romantik als Provokation – Eine Einführung
30. Oktober 2013	Professor Dr. Heinrich Assel, Professor Dr. Stefan Beyerle	Psalmen und Psalter im Gespräch
4. November 2013	Professor Dr. Regine Hakenbeck	Antibiotikaresistente Bakterien – Evolution im Zeitraffer
5. November 2013	Professor Dr. Mojib Latif	Verheizen wir unser Klima?
7. November 2013	Professor Dr. Jan-Hendrik Olbertz	Wie lebendig ist Humboldt?
11. November 2013	Dr. Maciej Ptaszyński	Republik und Reformation. Republikanismus in Polen am Anfang des 16. Jahrhunderts
12. November 2013	Dr. Helmut Hühn	Romantik als Provokation. Überlegungen zur Konfliktgrammatik der Moderne
13. November 2013	Professor Dr. Petra Weber	Vortrag und Vergegenwärtigung. Möglichkeiten europäischer Psalmmusik
18. November 2013	Dr. Philippe Noirot	On how systems biology enables synthetic biology – the <i>Bacillus subtilis</i> example
19. November 2013	Professor Dr. Heinz Miller	Eis und Klima
20. November 2013	Dr. Iza Kowalczyk	The romanticism in the context of contemporary Polish art on the Holocaust
25. November 2013	Privatdozentin Dr. Mona Körte	Ver-rückte Dinge. Objekte zwischen Eigen- und Unsinn in Märchentexten um 1800
26. November 2013	Professor h.c. Dr. Ulrich Bischof	Die Erschütterung der Sinne
27. November 2013	Dr. Mikhailo Minakov	Politische Modernisation im Russischen Reich, in der UdSSR und im postsowjetischen Regime
2. Dezember 2013	Professor Dr. Dirk Schüler	Making magnets by microbes: How bacteria synthesize and organize magnetic organelles
3. Dezember 2013	Professor Dr. Dr. h.c. Hans von Storch	Rezenter und erwarteter Klimawandel im Ostseebereich – was wissen wir, was wissen wir nicht?
9. Dezember 2013	Dres. h.c. Christian Thielemann	Mein Leben mit Wagner
11. Dezember 2013	Dr. Monika Tokarzewska	Von Weltschildkröten zu archimedischen Punkten und Gravitationskräften. Die Rolle kosmologischer Metaphern in der Suche nach Gewissheit im 18. Jahrhundert
12. Dezember 2013	Dr. Martina Roesner	Cogito, ergo vivo. Phänomenologische Betrachtungen zum Verhältnis zwischen Wissenschaft und Leben

6. Januar 2014	Professor Dr. Michael Thimann	Die männliche Seite der Romantik: Neue Künstlerbilder und Künstlertypen im 19. Jahrhundert
8. Januar 2014	Professor Dr. Dr. h. c. Randolph Menzel	Wissenschaft im Schaufenster
9. Januar 2014	Professor Dr. Konrad Ott	Die zehn Felder der Klimaethik
13. Januar 2014	Professor Dr. Christa Schleper	Ammonia oxidizing Archaea: Testing genomic predictions on a pure culture
15. Januar 2014	Ivo Asmus	Schwedischer Generalgouverneur und „pommerscher Fürst“ – zum 400. Geburtstag von Carl Gustav Wrangel
20. Januar 2014	Dr. Charis Goer	Pop.Literatur.Intellektuelle – historisch-systematische Konstellationen in der deutschsprachigen Gegenwartskultur
21. Januar 2014	Professor Dr. Stefan Rahmstorf	Der Klimawandel und seine Folgen für das Erdsystem
23. Januar 2014	Professor Dr. Dirk von Petersdorff	„Schweben zwischen Extremen“. Romantische Selbstbeschreibungen von Novalis bis zur Popkultur
27. Januar 2014	Professor Dr. Wolfgang Lück	Was und wie zählt man im Alltag und in der modernen Mathematik?
28. Januar 2014	Professor em. Dr. Karl Heinz Bohrer	Stil und Gesinnung. Heinrich Heines nachromantische Ästhetik
29. Januar 2014	Professor em. Adele Berlin	Psalms: Praying to God, Praying to Ourselves
30. Januar 2014	Professor Dr. Günter Bader	Was ist das Poetische an der Poesie der Psalmen?
30. Januar 2014	Professor Dr. Friedhelm Hartenstein	Ikonik der Psalmen
6. Februar 2014	Dr. Heinrich Hiesinger	ThyssenKrupp – auf neuen Wegen in die Zukunft?
24. Februar 2014	Professor Dr. Stephan Becker	Transport and assembly of Marburg Virus
19. März 2014	Professor Dr. Christian Bär	Positive curvature in 4 dimensions
7. April 2014	Professor Dr. Reinhard Merkel	Neuro-Enhancement – Eingriffe in das Gehirn zur Verbesserung des Menschen
9. April 2014	Professor Dr. Gabriele Lingelbach	Deutschland in der Welt – die Welt in Deutschland. Globalgeschichtliche Perspektiven auf die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts
10. April 2014	Professor Dr. Dr. h. c. Juliane House	Übersetzen als interkulturelle Kommunikation
14. April 2014	Professor Dr. Nicole Dubilier	How to eat without a mouth or gut: nutritional symbioses between chemosynthetic bacteria and gutless marine worms
15. April 2014	Professor Dr. Walter Werbeck	Richard Strauss und das lange 19. Jahrhundert
24. April 2014	Professor Dr. Reinhard Merkel	Demokratischer Interventionismus – Durch Krieg zur Demokratie?
28. April 2014	Professor Dr. Uwe Franz	Quantenstochastik: Wie Gott würfelt
29. April 2014	Professor Dr. Michael Astroh	Kitsch Et Klischee – Eine Einführung
5. Mai 2014	Kristina Mösl, Dipl. Rest. (FH)	Caspar David Friedrich – Das aktuelle Forschungsprojekt der Alten Nationalgalerie Berlin zu Kunsttechnologie, Konservierung und Restaurierung der Werke „Mönch am Meer“ und „Abtei im Eichwald“
5. Mai 2014	Professor Dr. Dirk Uffelmann	Wie weit reicht das virtuelle Russland?
6. Mai 2014	Professor Dr. Laurenz Lütteken	Richard Strauss und der Musikbegriff der Moderne
7. Mai 2014	Privatdozentin Dr. Britta-Juliane Kruse	„In Gelassenheit Gott dienen“? Standesgrenzen und Aktivitätsbereiche adeliger Witwen im Netz frühneuzeitlicher Verhaltensdiskurse
12. Mai 2014	Professor Dr. Christopher Rensing	The metal core of bacterial virulence
13. Mai 2014	Privatdozentin Dr. Julia Genz	Kitsch zwischen emotionaler Zugänglichkeit und Ästhetik
14. Mai 2014	Professor Dr. Rainer Hegselmann	Wissenschaftsintegration, -reflexion und -kommunikation. Drei übergreifende Ziele der Graduiertenausbildung
15. Mai 2014	Professor Dr. Barbara Stollberg-Rilinger	Symbolik und Technik des Wählens in Vormoderne und Moderne
16. Mai 2014	Professor Dr. Paul Nolte	Unter anderem? Die Bedeutung der Wahlen in der post-klassischen Demokratie
19. Mai 2014	Professor Dr. Annette Tietenberg	Die Signatur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Authentifizierungsstrategien in Kunst und Design
20. Mai 2014	Professor em. Dr. Dr. h. c. Dieter Birnbacher	Dürfen Ärzte mit Demenzkranken forschen?
21. Mai 2014	Professor Dr. Thomas Potthast	Freiheit und Verantwortung – Anmerkungen zur Wissenschaftsethik

22. Mai 2014	Professor Dr. Herfried Münkler	Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918
23. Mai 2014	Professor Dr. Matthias Nauck	Frühe Diagnose rettet Leben – das erfolgreiche Neugeborenen-screening in Mecklenburg-Vorpommern
26. Mai 2014	Professor Dr. Oscar P. Kuipers	Design and production of new-to-nature antimicrobials by synthetic biology
28. Mai 2014	Privatdozent Dr. Jörg Trempler	Weltraumerfahrung. Wie Bilder unsere Vorstellung vom Weltall prägen
2. Juni 2014	KMD Professor Jochen A. Modeß	Bach und „Die Drei“ – Mozart, Beethoven, Schubert
3. Juni 2014	Professor Dr. Dr. h. c. Rolf Martin Zinkernagel	Immunabwehr gegen Viren
4. Juni 2014	Professor Dr. Marcus C. Levitt	The Problem of Continuity of the Russian Novel
10. Juni 2014	Professor Dr. Alexander Wöll	Kitsch und der fatale Hang zur Romantik aus slawischer Sicht
11. Juni 2014	Professor em. Dr. Stefan Reif	The Genizah at a Glance: 200,000 manuscripts and 110 years of historical analysis
13. Juni 2014	Professor Dr. William Dodd	Unquiet Voices and their Legacies: Orientierungsversuch im Dickicht der Inneren Emigration (1933 - 1945)
13. Juni 2014	Professor Dr. Stefan Weinfurter	Eindeutigkeit – Karl der Große und die Anfänge europäischer Wissenskultur
16. Juni 2014	Professor Dr. Marion Albers	Biorecht als Rechtsinnovation
17. Juni 2014	Professor em. Dr. Johann Michael Schmidt	„ ... Dass ein Mensch würde umbracht für das Volk ... “ (Joh. 18, 14) Judenfeindliche Töne in der Johannespassion von J. S. Bach? – Wer hört sie und wie klingen sie?
17. Juni 2014	Jovita Dermota	Metamorphosen – Richard Strauss und die Familie Wagner
18. Juni 2014	Professor Dr. Wolfgang Joecks	Steuerehrlichkeit – Hoeneß, Schwarzer und die anderen
19. Juni 2014	Professor Dr. Bodo Plachta	Arbeitsweisen und Editionsstrategien. Eine Annäherung aus historischer Perspektive
20. Juni 2014	Professor Dr. Walter Erhart	Die Krankheit(en) der Moderne. Vom Umgang mit Wolfgang Koeppen
23. Juni 2014	Professor Dr. Klaus T. Preissner	Extracellular Nucleic Acids in Defense and Disease
24. Juni 2014	Professor Dr. Bart Verschaffel	Art with no depth: René Magritte's manifest for a "Peinture Vache" (1948)
25. Juni 2014	Dr. Michael Prinz	Bewegung im Wissensraum – Figurativität und Formelhaftigkeit als Indikatoren des wissenschaftssprachlichen und institutionellen Wandels
26. Juni 2014	Professor Dr. Anna Geis	Sind Demokratien zögerliche Krieger? Liberaler Interventionismus seit dem Ende des Kalten Krieges
30. Juni 2014	Privatdozentin Dr. Christine Tauber	Die Schlösser Ludwigs II. von Bayern – garantiert kein Kitsch!
1. Juli 2014	Professor em. Dr. Dr. h. c. Volker Mertens	Von Jerusalem nach Japan. Exotismus in Salome und Die Frau ohne Schatten
2. Juli 2014	Professor Dr. Kerstin Dautenhahn	Humanoide Roboter in der Therapie – sind Roboter geeignete Hilfsmittel für Therapeuten? Erfahrungen bei Kindern mit Autismus
7. Juli 2014	Dr. Michael Gratz, Dr. Monika Schneikart	Ein Abend mit Sibylla Schwarz
9. Juli 2014	Professor Dr. Silke Schick Tanz	Nimm es nicht persönlich?! Erwartungen und Erfahrungen von Patienten zur „personalisierteren“ Behandlung in der Onkologie
14. Juli 2014	Professor Dr. Olaf Bininda-Emonds	Der Streit zwischen Paläontologen und Molekularbiologen: wann sind die Säugetiere eigentlich entstanden?
11. August 2014	Professor Mark Von Hagen, Ph. D.	Colonialism and War in the Shaping of Modern Ukraine
1. September 2014	Professor Dr. Stephan Ludwig	Pursuing New Avenues in Anti-Influenza Therapy
17. September 2014	Professor Dr. Michael North	Kultureller Austausch im Ostseeraum
23. September 2014	Professor Dr. Felix Heinzer	Das verlorene Paradies – Blicke auf den Hortus deliciarum Herrads von Hohenburg





# Die Stiftung Alfried Krupp Kolleg Greifswald

## Kuratorium

Professor Dr. Ursula Gather

Professor Dr.-Ing. Diethard Bergers

Mathias Brodkorb

Professor Dr. Johanna Eleonore Weber

## Wissenschaftlicher Beirat

Professor Dr. phil. Dr. h. c. Carl Friedrich Gethmann

Professor Dr. Karlheinz Altendorf

Professor Dr. Philipp U. Heitz

Professor Dr. rer. nat. Heyo K. Kroemer

Professor Dr. med. Gerd Lorenz

Dr. h. c. Horst Dieter Marheineke

Professor Dr. phil. Michael North

Professor Dr. rer. nat. Joachim Sauer

Professor Dr. Rainer Westermann

## Vorstand

Professor Dr. rer. nat. Bärbel Friedrich

Gunter Gotal

Joachim von der Wense

## Kaufmännische Geschäftsführerin

Dr. Freia Steinmetz

## Wissenschaftlicher Geschäftsführer

Dr. Christian Suhm

## Abbildungsnachweis

Stiftung Alfried Krupp Kolleg Greifswald: Seite 108, 109, 115

Vincent Leifer, Greifswald: Seiten 1, 6, 13, 21, 27, 33, 41, 49, 53, 61, 67, 73, 77, 83, 89, 95, 104, 105, 111, 113

Die Abbildungen in den Fellowberichten wurden von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

## Impressum

Herausgeber: Stiftung Alfried Krupp Kolleg Greifswald · D-17487 Greifswald

Druck: Druckhaus Panzig · Studentenbergr 1a · 17489 Greifswald

Januar 2015

